Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Erster Band.

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Achtzehn Jahre sind es, seit ich dies mein erstes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schicksal und Bildungsgang mich in erster Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines so erhabenen Geistes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlassung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendstreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfassen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigsten Erlebnissen.

In dieser Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die ersten Arbeiten seines Geistes unberührt stehen zu lassen, da sie als Denkmale seiner Entwicklungsgeschichte eine Bedeutung haben. Wir Anderen sind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leistungen des ersten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu

geben, daß wir Gehalt und Gestalt derselben mit reiferer Erkenntniß möglichst zu vollenden und abzuklären suchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine solche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieser Darstellung besonders erheischt wird.

Und endlich mag noch hinzugesetzt werden, daß ich wohl hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen ist in seinem ursprünglichen Bestande gelassen.

Da neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse das Genetische und Pragmatische hier vorherrschend ist, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir stets bewußt, wie schwer solches Unternehmen ist, wenn es nicht dahin kommen soll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leser in dieser Darstellung hoffentlich nicht finden, und wer sich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindestens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten

Biographie des Philosophen[1] herausgegeben, und ich kann mich rücksichtlich seines Systems und seiner Lebensereignisse darauf berufen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerseits in theologischen Dingen später veröffentlichte Ergebnisse ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückversetzte, und andererseits den Philosophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologisch-politischen Tractats sagt Spinoza nach Darlegung seiner exegetischen Grundsätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange suchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich setze hinzu, daß ich hier nichts schreibe, was ich nicht schon längst und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich sie doch schließlich nicht gelten lassen."

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zusteht, macht Spinoza in seiner Abhandlung

[1] Spinoza's sämmtl. Werke rc. (Stuttg. 1841, 5 Bde.)

„über die Ausbildung der Erkenntniß" — nachdem er das Ziel der allgemeinen Bestrebungen: Reichthum, Ehre und sinnliche Lust dargestellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbstbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchste Gut) so klar begriff, konnte ich doch noch nicht alle Habsucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen."

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer solchen Menschennatur dem vorurtheilsfreien Leser den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß seines eigenen Wesens und Geschickes führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meister in seinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte seiner Ethik zum Troste:

„Alles Hohe ist so schwer als selten."

Dresden, 12. August 1854.

Berthold Auerbach.

Zum Drittenmal

hatte ich nun dieses Buch unter der Hand und immer auf's Neue erkannte ich wieder die Größe der Aufgabe nicht minder, als die Unmacht, sie in dieser Form zu lösen.

Ich glaube, man wird es nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß auch die Pietät mich hier in der freien dichterischen Produktion hemmte, da diese es vielleicht mit den biographischen Thatsachen und ihrer Folgenreihe weniger streng genommen hätte, um den Geisteshelden in gesteigerte, einander drängende Conflicte zu bringen. Ich wagte es nicht, die Hoheit seines Wesens mächtiger erschüttert oder zeitweise getrübt darzustellen, als sich an die wirklichen Vorgänge seines Lebens anknüpfen ließ.

Es ist mir eine tiefe Erquickung, daß ich zur Kenntniß und Würdigung Spinoza's gerade in seinem eigenen Vaterlande mitwirken konnte, da Herr Dr. D. Burger dieses Buch mit freundlichen Geleitworten ins Holländische übersetzte. Indem ich demselben für diese

*

Mitwirkung danke, wünsche ich mit ihm, daß dies ein Buch sei „hetwelk Spinoza meer populair maakt.“

Ich habe bei dieser neuen Durchsicht Mehreres bestimmter abgeschlossen, da ich nicht voraussehe, wann und ob ich überhaupt noch zur Ausführung eines ehedem lang gehegten Planes komme: das fernere Leben Spinoza's, nach seinem Weggange von Amsterdam, in ähnlicher Weise zu behandeln. Einige Berichtigungen verdanke ich freundlicher Mittheilung aus Amsterdam, die ich noch bestimmter werde benützen können, wenn ich, wie ich hoffe, in den nächsten Jahren die Zeit gewinne, mit der Durchsicht meiner Uebersetzung von Spinoza's sämmtlichen Werken auch die Biographie neu zu bearbeiten.

Dresden, im December 1857.

B. A.

Inhalt.

1. Akosta.

Es war am Freitag Nachmittage zu Ende April 1647, als in einem abgelegenen Winkel des jüdischen Friedhofes zu Oudekerk bei Amsterdam emsig geschaufelt wurde, um einen eben eingesenkten Sarg mit Erde zu bedecken. Kein Klagender stand dabei. Die Anwesenden theilten sich in Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald vom Leben und Sterben dessen, der hier der Erde übergeben worden, sich unterhielt, und die am Grabe selber beschäftigt waren, sputeten sich schweigend und mit gleichgiltigen Mienen; denn schon mahnte die Sonne, die sich gen Westen neigte, daß es bald Zeit sei, „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen." Nur zu Häupten des Grabes stand ein blasser Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen sah. Mit seiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wissen, Knospen, die an dem glattgeschornen Buchenzaune hervorkeimten.

„Junger Freund," redete in spanischer Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr seid wohl der einzige Anverwandte dessen, der da unten ruht? Ich seh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wohl

sagen, wer es denn ist, der hier wie ein Verpesteter eingescharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd —"

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr" — sprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm seid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen sein, da Ihr das Schicksal dieses Unglücklichen, Gottverlassenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie ist er in die Grube gesunken —"

„Ich bitt' Euch," unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die Anderen die ich schon befragte, als ich von der Straße aus hieher einlenkte; erzählt —"

„Kennt Ihr das Geschlecht der da Costa aus Oporto?" fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieses Geschlechtes nicht gedrungen wäre? Die angesehensten Ritter trugen diesen Namen. Miguel da Costa, nach dessen Tode die ganze Familie aus Oporto verschwand, war einer der stattlichsten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa gesehen; er war einst ein eifriger Anhänger unserer heimlichen Gemeinde gewesen." —

„Der nun endlich dort seine Ruhe gefunden," begann der Jüngling, „das war sein Sohn, und wie mein Vater oft sagte, in Gestalt und Haltung das vollkommene Ebenbild seines Vaters. Gabriel, so hieß er, war in allen ritterlichen Künsten geübt, in den Wissenschaften erfahren, besonders in der Rechtsgelehrsamkeit. Obgleich schon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in seinem fünfundzwanzigsten

Jahre das Amt eines Schatzmeisters bei der Stiftskirche angenommen; da erwachte endlich in ihm der Eifer für die angestammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine so vieler ob unseres Glaubens Erschlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und sie küssen, die sie —" Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Gespräch Zweier, die am Grabe schaufelten.

„Gott verzeih' mir meine Sünden," sprach der Eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Bösewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun ist er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der ersten Verwesung erlöst. Jetzt, wenn seine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tisch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuspaziren, denn am Sabbath dürfen ja alle Bösewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja gesagt, man solle ihn liegen lassen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Bescheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in seinem Tod dazu, ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden."

„Ja, ja," entgegnete der Andere, „der wird sich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitschen; da wird er's doch wohl glauben, daß es noch eine andere Welt giebt, was er sein Lebtag nicht einsehen wollte. Meinst du nicht auch?"

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter," sprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da sagten," erwiderte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt so über ihn schimpft, hat viel Gutes von ihm genossen, denn seine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Gabriel kam hieher nach Amsterdam, unterwarf sich allen Vorschriften und trat in unsern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akosta. Er befolgte eifrig was geschrieben steht: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht." Man hat mir oft erzählt, es war rührend anzusehen, wie der stattliche Mann es nicht verschmähte, selbst von einem kleinen Jungen sich im Hebräischen und in der heiligen Schrift unterweisen zu lassen. Aber bald ist ein unheiliger Geist in ihn gefahren, und er begann zu spotten über unsere frommen Rabbinen. Ihr habt's so eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden seines Herzens in Schriften niedergelegt und sie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unser berühmter Arzt, hat seine Lügenlehren widerlegt. Akosta wurde in den Bann gethan, er befreite sich davon durch Widerruf. Aber der Widerspruchsgeist in ihm ruhte nicht; er widersetzte sich nicht nur unserer heiligen Religion, indem er, wie sein eigener Neffe von ihm aussagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speisen genoß, zwei Christen, die zum Judenthum übertreten wollten, solches auf's höchste widerrieth, sondern er sprach sich auch noch öffentlich als ein wahrer Gottesleugner gegen alle Religion aus. Sieben Jahre lang weigerte er sich, den Vorschriften unserer Religion

nachzuleben, und sich der Buße, die ihm auferlegt würde, zu unterziehen. Er sollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unserer Gemeinde ausgestoßen werden. Auf Zureden seines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er sich dem Ausspruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft gesagt: hätte Akosta für unsere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für sie in den Tod gegangen; aber für sie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfnisse, die Auflösung seiner Verlobung mit einer Tochter des Josua di Leon zerrütteten seinen Geist vollends. Er hat als Testament eine Beschreibung seines Lebens hinterlassen, worin er sich zu vertheidigen sucht; wenn Ihr aber in Amsterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon seit langer Zeit sprach er ganz gegen seine frühere Weise fast mit Niemand mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber seiner Leiden und seines Mißgeschicks. Gestern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akosta's Haus vorübergeht, schießt der Abtrünnige mit einer Pistole nach dem frommen Manne. Er war sonst ein guter Schütze und soll in seiner Vaterstadt deshalb berühmt gewesen sein, aber ein Engel vom Himmel muß seinen Arm erfaßt haben, denn es ist wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beschädigte! Er scheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er

eine zweite geladene Pistole und schoß sich in den Mund, daß sein Gehirn bis an die Decke hinauf gespritzt sein soll. Darum wird er nun so ehrlos—"

„Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Gestalt die sich ihm näherte, „Baruch, komm', es ist Alles fertig, wir wollen mit unserm Lehrer heimgehen."

„Ich komme, Chisdai," erwiderte Baruch, verbeugte sich vor dem Fremden und ging dahin, wo die versammelten Anwesenden das in aramäischer Sprache verfaßte Gebet für die Auferstehung der Todten und den Wiederaufbau Jerusalems sprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter sich und sprach hiebei in hebräischer Sprache die Worte: „Sie sprossen aus der Stadt wie das Gras des Feldes" (Ps. 72, 16.). Vor dem Friedhofe wusch man sich mit bereit gehaltenem Wasser dreimal die Hände, um sich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hausen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jes. 25, 8.): „den Tod verschlingt er auf ewig 2c." sprechen. Jetzt erst machte man sich auf den Weg nach Hause; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verse von Ps. 90, 15. und Ps. 91 gesprochen werden. Dem Brauche gemäß setzte man sich jedesmal beim Beginn der Verse auf einen Stein oder Rasen; war der erste Vers gesprochen, dann förderte man wieder betend seine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!" (B. d. Richt. 5, 31.), sprach Chisdai endlich.

„An diesem Stolzen hat sich das Strafgericht Gottes wieder in all seiner Macht offenbart. Du hast seine Büßung nicht gesehen, Baruch, auch ich wünsche, daß mein Auge nie mehr solches erschaue. Ein sündiges Mitleid regte sich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einsah, daß die Menschen verpflichtet sind, die Geißel Gottes zu schwingen. Unvergeßlich ist mir Alles. Ich sehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge sein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht seine gebieterische Stimme von sonst, er trug seine Stirn nicht mehr so übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jesaias sagt, sein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man seine Simsonsarme an die Säule festband, wie man seinen breiten Rücken entblößte, das Alles seh' ich noch so deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geschähe. Der Chacham stand neben dem Küster und sprach den Vers (Ps. 78, 38.): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, schonend wendet den Zorn er, dämpft seinen Grimm er." Dreimal sprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küster dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Rücken. Nicht den geringsten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längst erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, sein Mund küßte den Boden, den sein Fuß zu betreten sich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thür mußte er hinknieen, der Küster hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging,

setzte den Fuß auf seinen mit Schwielen besäten Rücken und schritt über ihn weg; ich machte mich schwerer als ich auf ihm stand, daß er meinen Tritt auch fühle. Ich sage dir, es ist Schade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreist; ich sah ihn dann, wie er, da Alles fort war, sich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade stürmisch aufriß und lange hinstarrte auf die Gesetzesrollen, bis ihn der Küster ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?“ fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausstieße. Er hüllte sich in seinen Mantel und schlich nach Hause. Gottes Wege sind gerecht! Er ist in die Grube gefallen, die er Andern gegraben. So müssen sie Alle zu Grunde gehen. Er ist verloren hier und dort.“ Chisdai schielte nach seinem Lehrer, um aus seinen Mienen den beifälligen Lohn für seinen heiligen Eifer zu lesen; dieser aber schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach noch leise das Gebet vor sich hin.

Baruch hatte schon zweimal den Mund geöffnet, um seinem Mitschüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit seinem Schicksale zu warm vertheidigen, hatte er geschwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen seines Lehrers wahrnahm, sprach er ermuthigt: „Du scheinst das Beispiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen.“ — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verse (Ps. 104, 35.): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottlosen vernichtet wären,“ das Wort „Sünder“ in „Sünden“

verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht sündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabscheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten — "

„Du darfst seinen Namen nicht mehr nennen, er ist ausgelöscht," unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat seine Lehre selbst damit verworfen, da sie ihn zum Selbstmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menschen gerichtet; nun er todt ist, darf nur Gott ihn richten."

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu sagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Psalmes beschäftigt war.

„Es steht ja aber auch geschrieben," sprach Chisdai trotzig (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottlosen soll verfaulen."

Lautlos gingen die Drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer sein Schweigen und erklärte, daß das offenbarte Gesetz keine Abtrünnigkeit dulde; denn darum habe es Gott mit seinem Finger geschrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen seiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt somit das Gesetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wohl Menschen," schloß der Rabbi, „die da sagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor sich verantworten kann — diese sind selbst, ohne daß sie es wissen,

abgefallen. Wir dürfen Niemand, der in unserm Glauben geboren ist, seinem Verderb überlassen, der auch unser Verderb sein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, singen wir Halleluja; bleibt er verstockt und widerspenstig, so zerreißen wir unser Kleid: er ist todt, er muß sterben oder den Satan in seinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben."

„Man zwingt ihn, bis er sagt: ich will," schaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeist nicht von ihm trennen, so vertilgen wir ihn selbst mit sammt seinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu steinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens sind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig sagen: man hätte ihn schonen, ihn nicht so weit treiben sollen. — Es ist ihm wohl geschehen, daß er nicht länger sündigen durfte."

Es mußte sich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pause:

„Wo ist in der heiligen Schrift der Selbstmord verboten?"

„Was das wieder für eine Frage ist!" antwortete der Rabbi mürrisch und Chisdai setzte hinzu:

„Es heißt ja im sechsten Gebote: du sollst nicht morden — Ohne Beisatz, und das heißt weder einen andern noch dich selbst."

„Du kommst heute wieder auf seltsame Querfragen," sagte der Rabbi meisternd zu Baruch. Dieser konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus schweren Gedanken herausgerissen, als er am Grabe des Ketzers stand und in die Grube hineinstarrte, darein man den Leib versenkte; es war ihm, als ob man seinen eigenen Körper versenkte und sein Geist irrte fragend und klagend durch die Welt: ist das des Abirrenden Loos, daß man ihn in den Abgrund stößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer seiner eigenen, daß sie den Weg innehalte, der vorgeschrieben ist? Wie unzerstörbar muß in dem Eingescharrten sein Denken gewesen sein, daß er um seinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und sich selber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Ansprache des Fremden hatte solch schweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den scharfen Gegensatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: vor Jahren, als er hier zum erstenmale unter den Grabhügeln gestanden, hatte tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beschlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, sich viel mit den Kindern abgab und sie zu Boten seiner Wünsche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlassen hatten, der Eine in die Schule, der Andere nach dem Hafen oder auf die Börse und wieder Andere nach ihren Werkstätten und Kaufläden gingen, und drinnen in der Stadt sich das laute Getümmel fortbewegte, als

wäre nichts geschehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte sich in ihm: wie kann Alles so ununterbrochen fortbestehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hause ist? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verstorbenen, dessen Fenster alle weit offen standen wie noch nie, und er schalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten, als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er solches nicht klagen — suchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein und nicht mehr krank sei, vielmehr gesund und wohlauf droben bei Gott und allen seinen Vorfahren und allen guten Menschen. Der Knabe konnte das nicht fassen und schrie immer: ja, du hast's nicht gesehen, sie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdschollen auf den Schrein geworfen, in dem er geschlafen hat; er ist gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter suchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott sei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber bei Sturm und Wetter noch oft plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wohl dem Oheim draußen in der Erde?...

Seitdem hatte er am Grabe der Mutter gestanden und sich ihrer trostreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akosta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue in ihm erwacht. Den Abgefallenen, den man hier einscharrte, hatte sein Leben lang jenes Schmerzgefühl nicht verlassen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen sich dieselben Fragen aufdrängen? Ist es, weil die Einen noch nichts wissen von den offenbarten Lehren und die Anderen sie freiwillig abwerfen und aus sich selbst die Fragen zu lösen vermeinen? Wer darf strafen wegen solchen Ringens? . . .

„Sei nicht allzugerecht und klügle nicht allzusehr, warum willst du verderben?“ Diesen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17.) sprach sich Baruch im Innern vor und war still.

Man war am Hause des Rabbi angelangt und dieser erinnerte seine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der sechste Ijar sei. Man trennte sich, ein Jeder begab sich nach Hause, um noch rasch die Kleider zu wechseln und in die Synagoge zu eilen. —

In die offene Erde fällt das Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel schlägt, dem forschenden Auge verborgen. Wohl mag auch das Menschenleben solch verhülltem Wachsthume gleichen, und seine Gesetze sind noch minder offenbar; nur das Gewordene läßt sich fassen, nicht das Werden selbst, die Forschung vermag nur, immer mehr Absatzpunkte in diesem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als solche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und sprossen, Halm, Strauch und Baum werden, um siebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauses mit den großen Bogenfenstern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge stand, herrschte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die silberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren seltsame Arabesken sonst mit Flor umhüllt waren, glitzerte hell im Widerschein der sieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polster der kunstreich geschnitzten Sessel hatten die werkeltägigen grauen Ueberzüge abgestreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und seidengestickten Blumen und Vögel dem Auge des Beschauers, so daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkschalen und Gläser, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken standen, spiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiser Duft von Sandelholz das ziemlich geräumige Zimmer, in dessen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tisch stand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die silbernen Becher und Krüge schienen einer kleinen, heitern Gesellschaft zu harren. An der Wand gegen Osten hing

ein auf vergilbtem Pergament gezeichnetes Bild, und drüber standen mit goldenen Buchstaben die ebräischen Worte: „Von dieser Seite weht der Hauch des Lebens." Ein vom Alter gebräunter Rahmen umschloß die halbverwischten Umrisse, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkenntlich war; drunter stand in ebräischer Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerstöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr sage es und thue es auch." (Hes. 36, 36.) Es war die alte Gottesstadt Jerusalem, und wohl manches Auge, das längst vermodert im dunkeln Schooß der Erde, hatte in Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnsucht auf diesem vergilbten Pergamente geruht. — Sonst war kein Bild zu schauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geschmückt waren. Auf der Ottomane ruhte eine jugendliche Mädchengestalt: das runde Köpfchen nachlässig auf die Rechte gestützt, deren Finger sich in den kunstlos herabwallenden schwarzen Locken verloren, lag sie unbeweglich da; vor ihr war das Gebetbuch aufgeschlagen, ihr Auge schweifte über dasselbe hinweg und starrte vor sich hin. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdschimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder sind's traumhafte Bilder der Zukunft, die sie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Rosenlippen legen und den Pulsschlag des Herzens verdoppeln? Oder ist es jenes unbewußt selige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, so oft überrascht und

namen- und gegenstandloses Verlangen in ihm erregt? — Sabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft gestalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd bist, Miriam, ist gar kein Wunder," ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, indem sich die Thür öffnete. Miriam sprang hastig auf, strich die Haare aus der Stirn, küßte inbrünstig das Gebetbuch, legte es auf das Fenstersims, und lockerte schnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was ist das für ein Schreck? Meint Einer es käm' eine Hex'. Es ist wahr, man kann an mir erschrecken wie ich ausseh'; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geschafft." So sprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die sie sich selber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugsam; nur einzelne lockere spannen sich vorwitzig wie Herbstfäden über das runzliche Gesicht herab; ein Kohlenstreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Nase war von Miriam bemerkt worden, und Chaje war eben vor dem Spiegel damit beschäftigt, denselben abzuwischen. „Du hast ganz recht gethan," fuhr sie fort, während sie sich mit ihrer Küchenschürze abtrocknete, „du hast ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt hast. Wozu steht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht essen, so müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienst ist, spürt man die

Strapatzen, sie setzen sich nicht in die Kleider. Du wirst auch müd sein, zehn mal 'rauf und 'runter, Alles selbst ausräumen, dem Fremden sein Bett zurecht gemacht, es ist keine Kleinigkeit; jetzt ist aber auch Alles proper, er wird sich verwundern. Wie gut ist es, daß du den Fisch noch gekauft hast. Wein, Fisch und Fleisch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fisch ist kein rechter Sabbath, es steht ja auch in der Thora. Du bist eine so gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfst; du ladst mich doch auch zur Hochzeit? Mach' nur, daß du keinen solchen kleinen Schlemiehl bekommst wie deine Rebekka. — Hast du gesehen, wie der Baruch heut' wieder aussieht? Als ob er schon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an seiner Gesundheit schaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo soll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war so gescheit wie Ristotles, der hat auch zuviel gelernt, bis er sich am Ende ganz hintersinnt hat. Doch still, ich glaub' die Synagog ist schon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind sehen lassen wie ich daherkomme, sie kommen schon die Stieg' herauf" — und hiemit huschte sie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu sein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Gespräche gesehen haben, und Baruch selbst traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte sich vor ihm, und dieser legte beide

Hände auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie leise mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!“ Auch seinen Sohn Baruch segnete er und sprach dabei leise: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse.“ (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch stimmten einen kurzen Gesang an, worin sie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weise mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden“ sang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauses war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Bestand gegeben, sie selber aber war ihm durch den Tod entrissen. Doppelt schmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennst du es noch, Rodrigo?“ sagte der Vater, nachdem er die leisen Gebete beendigt, „es ist ein altes Erbstück und hing einst in unsrer Kellersynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet.“

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zusammenkünften sprachen, standen Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machst ja heute wieder ein entsetzlich finsteres Gesicht,“ sagte Miriam und strich dem Bruder mit zarter Hand die Haare aus der Stirn; „da komm an den Spiegel.“ Baruch faßte die Hand der Schwester

und hielt sie fest, er sprach kein Wort und lauschte mit Miriam auf das Gespräch der Männer.

„Das ist eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich sogleich beim Vorübergehen erkannte," sagte der Vater zu dem Fremden; „also du kennst meinen Baruch schon? Siehst du, das ist meine jüngste Tochter. Wie alt bist du jetzt, Miriam?"

„Nur ein Jahr jünger als Baruch," antwortete das Mädchen hocherröthend.

„Närrische Antwort," sagte der Vater. „Sie ist, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet ist."

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder," sprach der Fremde, „meine Isabella ist ungefähr so alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmt euch ihrer an, besonders was unsere heilige Religion betrifft, denn darin sind sie noch unerfahren. Aber hör' einmal," fuhr der Fremde fort, indem er sich mit verschränkten Armen vor Baruch hinstellte. „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, ist es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte: diese eigenthümliche Bräunlichkeit der Gesichtsfarbe, diese langen, etwas finster hereingezogenen schwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Streich sannest, auch diese Falte auf der unebnen Stirne, das bist ganz du; dagegen die gekrausten schwarzen Haare, die feingeschnittenen Lippen mit den sanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmlisch süß

Manuela mit diesen Lippen lächelte. Ein gewisser kühner Trotz, der aus dem Angesichte spricht, alles das giebt ihm ein theilweise moriskisches Ansehen, das hat er von seiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte sie für eine Freude, mich jetzt hier zu sehen."

Baruch hörte die Schilderung seiner selbst unwillig und fast zitternd mit an. Als er nun gar von seiner halb moriskischen Abstammung hörte, erinnerte er sich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte seinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieser merkte die Verlegenheit seines Sohnes und sagte zu dem Fremden: „Du kannst es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez bist und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten Anderer ausdeuten halfst. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn vorlegen. Sei nur nicht so bang, es ist dir ja nichts geschehen."

„Nein, nein," sagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange streichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Hast du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Casseres, nicht gekannt?"

„Ihn selbst nicht," sagte Baruch, „aber sein Buch: „die sieben Tage der Woche bei der Weltschöpfung" kenne ich."

Man hatte sich zu Tische gesetzt, den Segen über Wein und Brod gesprochen und den Sabbath eingeweiht. „Es ist doch sonderbar," sagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „sonst, kaum hab' ich den letzten Bissen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die

brennende Cigarre im Munde habe; aber am Sabbath, es ist gerade, als ob alle unsere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es kostet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten.“ Der Fremde erwiderte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erst,“ fuhr der Vater fort, „du hast noch die vaterländische Sitte, den Wein mit Wasser zu vermischen. Bleib' nur bei uns im neblichen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltsam dem Meere abgerungen und stündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erstarrt und des Himmels blau Gezelt stets von Wolken umlagert ist, wo du statt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft Feuchtigkeit und Dünste einathmest, hier in unserer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Wasser zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man sich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima selber den Menschen so ruhig und gelassen macht, und Vorsicht und Geduld, die den Boden des Landes geschaffen haben und erhalten, auch die Haupttugenden der Menschen sind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnst dich auch an die Sitte, in dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es rascher rollen zu lassen. O! es ist ein liebliches und prächtiges Land, unser Spanien, ein Eden, aber von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erst fühle ich, daß hier nicht der heimische Boden ist, der mich aufnimmt.“

„Du wirst ungerecht,“ entgegnete der Fremde, „nun

du hier sorglos an deinem Tische sitzest und nicht fürchten darfst, dein Freund oder gar dein eigen Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Israels verehrest, und es könnte dann die Gluth des Scheiterhaufens statt wie jetzt des köstlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen, nun denkst du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergissest des jammervollen Greueltodes, der uns überall anstarrte; uns sollten die prächtigen Kastanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forste nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unsere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild sein. Wahrlich, wenn ich dich so reden höre, könnte ich jenen Eiferern fast beistimmen, wenn sie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimessen, weil wir unser Vaterland zu sehr geliebt, zu vergnüglich und stolz im dort erlangten Ansehen uns gefielen."

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiedersehens nicht durch trübe Betrachtungen stören; komm, trink'; doch nein, Miriam hol' die venetianischen Gläser dort her, laß dir von Elsje in den Keller leuchten, und bring' die zwei Flaschen, die mir de Castro unlängst geschickt hat."

„Herrlich," sagte der Fremde, als er das Glas des neu aufgetischten Weines an den Mund gebracht hatte, „das ist ja echter Val de Pennas, wo hast du den her?"

„Wie ich dir sagte, Ramiro de Castro hat mir ihn von Hamburg aus geschickt; der Wein hat mit uns

geblüht, er ist aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?"

„Nun, wir haben auch gelebt; sei zufrieden. Der Wein weckt die alten längst verrauchten Geister wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Posada neben dem Hause der Donna Ines, die dich schon seit zwei Abenden vergebens harren ließ; du schlugst auf den Tisch und schworst sie nie wieder zu sehen, und den andern Abend hieß es in der verschwiegenen Laube: lieber Alfonso und liebe Ines, ha! ha! ha!"

Der Vater ermahnte seinen Gastfreund leise, doch Rücksicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte sich an dem vaterländischen Weine.

„Denkst du noch jener himmlischen Sommerabende," fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherschlenderten? Ich seh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie bezaubert still stand, um ein Pater noster zu beten; ich seh' dich noch vor mir stehen, wie du deinen Hut in der Hand zusammenknitterst, deine Augen sprühten Feuer, als wolltest du die ganze Welt in Flammen setzen und nicht nur Donna Ines allein, du warst stets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!" fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir steht noch der Angstschweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einst in Toledo vor der Kirche Unserer Frau del Transito standen: siehst du, sagtest du zähneknirschend, das prachtvolle

Gebäude, das war einst eine Synagoge unserer Vorfahren. Samuel Levi, der sie erbaut hat, ist am Galgen verfault, und jetzt — es ist ein wahres Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiste immer mit heiler Haut davon gekommen sind."

So ergingen sich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten sie noch einmal ein Leben voll Liebeslust und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," sagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich sein kann in einem Lande, wo man stets Verrath und Schmach und Tod um sich her sieht."

„Darum bist du eben noch zu jung," sagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauscht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich sein und Alles vergessen kannst; und stößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligstes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es ist das eigene Bewußtsein und der trauliche Kreis der Unsrigen; der Himmel, der sich uns dort erschließt, den kann uns Niemand rauben, selbst das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle diese Qualen sind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwiespalt in der Seele? Christ vor der Welt und Jude im Herzen?"

„Das war unser Unglück, das sah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht seine finstere Klause und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat seine Klause verlassen und wir kommen zu ihm. Er ist todt. Junge, diese Leidensgeschichte hättest du mit erleben sollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben."

Baruch hatte sich von seinem Sitze erhoben und leise den bei einer Todeskunde vorgeschriebenen Spruch gesagt: „Gelobt seist du Herr unser Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter."

„O erzählt, ich bitt' Euch," sprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tisch und vereinigte ihre Bitte mit der des Bruders.

„Es ist heute Sabbath und ich sollte nicht," sagte der Fremde; „doch weil ihr so sehr bittet, so sei es; ist es ja sein Tod, der mir die Entschlossenheit gab, mich und die Meinen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten."

3. Der jüdische Dominikaner.

Rodrigo Casseres nahm noch einen vollen Zug aus seinem langen Glase und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate sein, als ich durch Philipp Capsoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erschrack schon als ich die Aufschrift las: „An Daniel Casseres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorsichtiger Jude sein, der mich bei meinem jüdischen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erst über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes ist da; ich will sterben mit den Philistern. Hei! sie sollen spüren wie's thut, wenn man bratet; komm' zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligsten Gottes, bei der Asche unserer gemordeten Brüder und Schwestern beschwöre ich dich, komm zu deinem sterbenden Geronimo de Espinosa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo selbst hatte den Brief geschrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter seiner Namensunterschrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handschrift nicht als die seinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entschluß, nach Sevilla zu reisen; ich war so schwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten

zu lassen. Ich hatte den armen Geronimo fast ganz vergessen, als mich einst ein schaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reise. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich gesagt hatte, ich reiste nach Cordova zu meiner Schwester. Ich zog durch Cordova und schlich mich unbemerkt an dem Hause meiner Schwester vorüber; nirgends konnte ich ruhen noch rasten, es war als ob eine unsichtbare Hand mich unaufhaltsam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanstieg. Dort weilst du, glühender Geronimo, sprach es in mir, und förderst deine Schritte zur Kapelle; hast Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott versuchen, da du, im Innern ein Jude, dich hineinwagtest mitten in den Rath der Inquisition, um so deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Messe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Klosterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er sagte, schon seit Wochen läge Geronimo zwischen Leben und Tod und spräche stets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in seine Zelle. Mit abgewandtem Gesichte schlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu schauen; ein Crucifix hing über seinem Bette und neben ihm saß ein betender Klosterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leise auftreten. Nur das mühsame Athemholen des Kranken und ein leises Geflüster des Betenden zeigte von Leben

in dieser Grabesstille. Endlich richtete sich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: diese tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, diese blassen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umflossen, so konnte sich das Ansehen Geronimo's nicht verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leise, kaum die Lippen bewegend, sprach er: „Bist du noch da, Daniel? Das ist schön, daß du mich nicht verlässest; brauchst dich nicht zu fürchten, bist auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unserm Propheten zu Babel; nur mir haben sie Blut und Mark ausgesogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehst nicht von mir?"

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiedersehens würde vielleicht seinen Tod beschleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längst beisammen, ja als ob wir nie getrennt gewesen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieser nahm sein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen sagte er mir aber noch leise in's Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Ist er fort?" sagte nun Geronimo, „komm, gieb mir schnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel hast, ich will sie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn sie Alle schlafen, zünden wir ihnen das Nest über dem Kopfe an; das wird eine lustige Opferflamme sein, die Engel im Himmel sollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus. An allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müssen eilen, sonst steigt der Quadalquivir von selbst aus seinem

Bette und löscht die Flamme auf der Burg, sie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Wasser reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe gesündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du hast ja sonst dich gezeigt in Wundern, sende deinen Blitz, daß er sie vertilge, mich auch, mich zuerst, ich habe gesündigt, vertilge mich."

So sprach er schnell, und dabei schlug er sich mit seinen knöchernen Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte; ich konnte ihm nicht wehren, er 'sank fast athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verscheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er sich plötzlich wieder auf und weinend sprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, sie ist rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Riesenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich sterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehst du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; so, du hast Pechkränze genug, Vater. Hörst du die Gefangenen drunten Halleluja singen? Ah, das ist ein schöner Gesang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft sterben. Seht mich nicht so grinsend an, ich bin nicht Schuld!" — Er sank wieder zurück und stierte mich mit unheimlich gläsernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unserer selbst willen, ruhig zu sein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen sei, seinem Briefe Folge leistend; er solle ruhig sein, er habe viel Menschenleben gerettet, und Gott sei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtsein redete er sodann mit mir

von seinem nahen Tode, und wie er sich dessen freue; ein gewaltiger Thränenstrom enthob seine Seele der schweren Pein, die auf ihr lastete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Wasser, das lindere seine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eisen; „trink' auch," sagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; segne mich, mein Vater, es ist Sabbath. Wo ist die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach' auf, ich bin's, dein Moses." — So sprach er, und mir schwindelte vor dem entsetzlichen Abgrunde, an dem ich stand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man schleppe ihn in einen finstern Kerker, man spanne ihn auf die Folter; schmerzvoll ächzend und mit fast ersterbender Stimme rief er stets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden sind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!" Endlich schlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenster und goß sein silbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort aus unserem Gespräche hätte, wenn es vernommen worden wäre, mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber fast der ganze Orden heute bei der Untersuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beschäftigt. Ich betete zu Gott, daß er sich Geronimo's erbarmen und ihm den Tod senden möge. Kinder! Es ist gräßlich, um den Tod eines Menschen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber sollte diese

Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beschlossen, ich sollte noch Erschütternderes erfahren. Ich saß in trübe Gedanken versunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquisitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Kniee und bat um seinen Segen. Er ertheilte ihn mir und sprach alsdann: „Du bist ein Freund Geronimo's. Wofern du ein guter Christ bist — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — sorge dafür, daß Geronimo von seiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor seinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; versuch's und berichte mir sogleich, so darf er nicht sterben." Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er schlummerte noch; ich neigte mich leise über ihn, er wachte auf. „Komm," sprach er hastig sich aufrichtend, „jetzt ist's Zeit. Siehst du? Gideon mit seinen dreihundert Mann kommt auch, sie tragen die feuergefüllten Krüge in's Lager der Midianiten; still — leise — blast noch nicht in die Posaunen, laßt uns das Hochamt halten." Er faltete seine Hände und bekreuzte sich darauf dreimal.

Ich bat, ich beschwor ihn, ich weinte vor innerer Angst, und redete ihm zu, ruhig zu sein; ich erzählte ihm von den Tagen unserer Kindheit und wie er nun mich selber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?" sprach er ruhig, „ich bin ja Priester; komm, wasche meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's empfangen."

Ich ging zum Inquisitor und sagte ihm, daß

Geronimo zwar noch immer wirr sei, daß er aber selbst nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquisitor versammelte den ganzen Orden, und als sie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem schauerlichen Todtengesang, der in der hohen Halle lange nachtönte, sang Geronimo laut mit, und noch als der Gesang verklungen war, sang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände stets gefaltet hielt; dann riß er seine Hände schnell auseinder, bedeckte damit seinen Kopf und sang die hebräischen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerschaaren) Ave Maria gratia plena, sprach er in derselben Lage fast mechanisch vor sich hin. Der Inquisitor benutzte diesen Augenblick und reichte ihm die Hostie; er verschlang sie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!" rief er, „ich bin Priester." Der Inquisitor reichte ihm den Kelch, er schlang seine beiden Hände krampfhaft um denselben und begann den jüdischen Sabbathsegen darüber zu sprechen: dann richtete er sich mit Macht im Bette auf, er stand da in seiner ganzen schauererregenden Gestalt und schrie: „Auf Gideon! Zerschmettert die Krüge! Feuer! Feuer!" Er setzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, sank um und — war todt. —

Der Fremde bedeckte seine Augen mit der Hand und stand auf, als er diese Worte gesprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu lassen, denn welches konnte die namenlosen Erschütterungen der Seele in sich fassen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut,

durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu stören. Es war eine Todtenstille. Draußen klopfte es wie mit gespenstischen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zusammen, der Fremde öffnete das Fenster, es war nichts zu sehen. Er setzte sich wieder an den Tisch und fuhr fort:

„Ich war halb besinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergesunken, der Kelch mit dem verschütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerst meinem Henker begegnen müsse. „Steh auf," sprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquisitor stand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?" fragte er mich barsch. Ich war in peinigendem Zweifel: sollte ich meinen wahren Namen angeben, sollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn schon erspäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewissen Tod. Ich sagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand," antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Casseres, in dessen Hause zu Segovia die erste Sitzung der Inquisition gehalten wurde, mein Ahnherr ist." Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in diesem entscheidenden Augenblicke zu dem Inquisitor redete. „Schwöre mir," sagte er nach einer peinlich langen Pause, „nein, schwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier gesehen, über deine Lippen bringst, so stirbst du mitsammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du bist in

meiner Gewalt, ich halte dich mit unsichtbaren Banden, du kannst mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Castell zu entlassen. —

Wenn wir die Geschichte des Propheten Jonah buchstäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe gewesen sein, als er vom Seeungeheuer ausgespieen wurde. Ich glaubte noch immer den schauerlichen Grabgesang zu hören, und doch war Alles um mich her todtenstill. Alles war so heimlich, so bedrohlich; jeder Busch, der im Mondlichte schwankte, schien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angst kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahllose Heer der Sterne, ihr himmlisch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerschaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Ich gelangte in meine Herberge, sattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, und nur der Sterne mattes Licht beschien meinen einsamen Weg. Das Pferd selbst schien wie von unsichtbaren Geißeln getrieben, es stürmte unaufhaltsam fort über Berg und Thal, und schnaubte und schäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, ist die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verstorbenen Großinquisitors, in dieses Thier gefahren, und ist nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es seinen Kopf nach mir zurückwendete und zu mir umschaute mit

seinen feurigen Augen, schien mir's als ob es zu mir spräche, leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich fast vor meinem eigenen Schatten, der rastlos über Felsen und Gestrüppe dahinhüpfte, und drückte die scharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachsen seid und darin lebt, ihr könnt es nicht wissen, welch eine Verwirrung des Lebens in solchen Stunden eintritt; die Erde ist nicht mehr fest, der Himmel ist verschwunden und was je von Schrecken und Gespenstern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf. Ein Wunder, wenn es sich zeigte, würde ohne Staunen angesehen, denn Alles ist Wunder, Alles unfaßlich geworden und das eigene Leben am meisten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schwester an; erst an ihrem treuen Herzen verscheuchte ich die Angst, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzusehen, lag es todt da; seine großen Augen stierten noch so unheimlich wie am gestrigen Abend. Mit einem frischen andalusischen Renner meines Schwagers setzte ich die Reise fort. Ich nahm von meiner Schwester Abschied; ich durfte ihr nicht sagen, daß ich sie zum letztenmale sah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit im Hause verschwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße ansah, glaubte ich einen Abgesandten jener Mörderbande, die sich ein Gericht nennt, zu erblicken; jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückschlagen,

und mir das blutigrothe I auf seiner Brust zeigen. Die alte Sorglosigkeit war verschwunden, ich kannte nur noch Furcht und Mißtrauen. Dazu kam noch, daß wachend und schlafend mir das Bild Geronimo's vorschwebte; auch du, auch du, sprach es in mir, kannst eines solchen Todes sterben, verlassen vom Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwischen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne große Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs Spanien verlassen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich schickte meine Kinder auf verschiedenen Umwegen voraus; sie sind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich sie nächste Woche hieher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgestanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächsten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es ist schon spät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter sind auch schon ganz herabgebrannt, und morgen ist der sechste Ijar, da müssen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So sprach der Vater und Alles schied.

So behaglich anmuthend ein jüdisches Haus am Freitagabend in den Stunden festlichen Beisammenseins ist, ebenso mit wundersamen Schauern erfüllt ist die Zeit der Trennung. Die sieben Lichter brennen still aus in der leergewordenen Wohnstube, und es ist eine seltsame Empfindung, wenn man sich dorthin denkt,

wo ein Licht nach dem andern erlischt; denn das Gesetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöschen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhause auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach seiner Ruhestätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gastfreundes.

Die alte Chaje schlief schon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie sie selbst eine so wichtige Rolle dabei spielte, als ihre Stubengenossin Miriam eintrat und sie durch Rufen und Rütteln weckte. „Was ist? was ist?" fuhr Chaje auf, sich die Augen reibend.

„Du schnarchst so sehr und schwatzest aus dem Schlaf, daß ich entsetzlich Angst bekommen habe," antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die sie zur Ruhestörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte sie jeden Augenblick das Gespenst ihres Oheims zu sich heranschleichen zu sehen, und sie wollte durch Reden ihre Angst verscheuchen. Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es Schade sei, daß sie geweckt wurde, der Mund wässere ihr noch von den vielen guten Speisen, die sie bei der Hochzeit genossen, sie sei obenan gesessen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothseidenen Kleid: „ja lach' nur," sagte sie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird so gewiß bald wahr, so gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt ist."

Miriam war froh, Chaje so redselig zu finden, ihre Gespensterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgesehen?" fragte sie, als sie sich

eben entkleidet hatte und sich in den Kissen zusammenhuschte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr sprach, und was alle Gäste gesprochen hatten, das erzählte sie Alles haarklein. Sie sprach noch, als Miriam schon längst schlief. Es konnten nicht Gespenster gewesen sein, von denen sie geträumt, denn als sie am andern Morgen erwachte, zog sie schnell die Bettdecke über ihren Busen, schloß die Augen nochmals und versuchte es, weiter zu träumen.

Nicht so heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in sein finsteres Schlafzimmer gegangen, nicht das Gespenst seines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erschienen, und doch stand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geist erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte seine Brust. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe seiner Seele sprach Baruch das Nachtgebet, einen besondern Nachdruck legte er auf die Beschwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonaj's (Jehovah's), des Gottes Israels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geist Gottes). — Er verbarg sein Angesicht in den Kissen, drückte die Augen fest zu, aber lange wollte kein Schlaf sie fesseln; zu mächtig wogte es noch in seinem Innern. Er war erst wenige Stunden eingeschlafen, als ihn sein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amsterdams, die goldenen Buchstaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber schon drängten sich in großer Anzahl Männer und Frauen durch die sieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, sein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken neben den beiden Thürpfosten, drehte den messingenen Hahn des Brunnens und wusch sich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorschrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerst wusch. Darauf stieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe sein, weil geschrieben steht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Ps. 130, 1.). Jeder der Anwesenden legte dann ein großes wollenes Tuch, dessen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an dessen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über die Schultern; die Frömmsten, und unter ihnen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie schön sind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!" (3. Buch Mos. 25, 5.) sang ein gut eingeübter Knabenchor; und hier wurden diese Worte nicht zur Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes

war schön geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Osten, wo einst die heilige Stadt Jerusalem gestanden, und wohin der Jude beim Gebete sein Angesicht kehrt, dort wurden von zwei steinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die zehn Gebote eingegraben waren. Sie standen über der heiligen Lade, und rings umher im Halbkreise waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntbemalten Kübeln aufgestellt. Denn alljährlich, seitdem sie vertrieben waren aus ihrem spanischen Vaterlande, sendete man hinüber nach der katholischen Halbinsel, holte Bäume mit dem vaterländischen Erdreich, in dem sie aufgesproßt waren, und schmückte damit die Synagoge; man mochte sich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimischen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorsänger laut sprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das „Schema Israel“ (5. Buch Mos. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeschrei; denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: H ö r e I s r a e l, A d o n a j u n s e r G o t t i s t e i n e i n i g e r G o t t! Der Geist Aller wollte sich mit Macht hineindrängen in den unerforschlichen Urgrund des Gottesdaseins. Auch Baruch drückte seine zitternden Augenlider fest zu, seine Hände ballten sich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliges Beben, das ganze Bewußtsein mit seinen nach der Außenwelt strebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde

zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es sich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze sprach er den Vers, indem er nach der Vorschrift der alten Weisen sich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen bereit war. Wie mit frischem Himmelsthau getränkt fühlte er seine ganze Seele durch diese Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine schimmernde Reihe von Gesetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt waren, zog die Blicke der Versammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angesehensten Männern der Gemeinde wechselsweise die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensstarke Juden sich dem Opfertode geweiht; die vorzüglichsten unter diesen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregister des letzten Jahres verlesen. Rahel Spinoza war mit unter den ersten derselben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der milden Stiftung erwähnt, die sie für die Thalmudschule „Gesetzes-Krone“ hinterlassen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke sah Baruch seinen Vater an, denn in das heilige Andenken an seine Mutter mischte sich die räthselhafte Erwähnung ihrer moriskischen Abstammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geschlossen und Rabbi Isaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge stehenden Altar. Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother

Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesschatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Ps. 23, 3.), sprach er mit schnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck „dein Stab und deine Stütze" die sinnreiche Erklärung, daß unter „Stab" das geschriebene und unter „Stütze" das mündliche Gesetz verstanden werden müsse. Der Prediger stieg dann mit seinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingesargt im Kerker sein Leben verwimmert; die verwilderten Haare seines Hauptes sind sein einziges Ruhekissen, ob es Tag ist oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbstwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen ist lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In seiner Einsamkeit umschwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den starren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht." Alle Grade der Folter schilderte der Rabbi seinen Zuhörern bis zu jenem höchsten Grade, wo durch Niedertropfen von Wasser auf den Wirbel der Kern der Seele selber angegriffen wird. „Wehe!" rief er, „unsere Augen haben noch all das unnennbare Leid gesehen, das der Herr über uns verhängt; nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, sondern Preis und Dank Ihm, der sie Alle erhoben hat, sich zu weiden im Glanze seiner Majestät." Der Uebersetzer von Erira's „Himmelspforte" schilderte hier die Wonnen der ewigen Glück-

seligkeit in all ihrer Ueberschwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel sich beugen und das Weltall zittert; er schilderte jenes Sichversenken in die Lehre Gottes und seiner Schöpfung, welche den, der in ihren mystischen Kern gedrungen, hienieden schon mit himmlischer Glückseligkeit begabt und ihm Kraft verleiht, zu schaffen und zu zerstören. Mit dem üblichen Schlusse, daß Gott bald seinen Messias senden und Israel wieder in sein Erbtheil einsetzen möge, schloß er seine Rede.

Rabbi Saul Morteira, dessen hohe, wohlbeleibte Gestalt uns schon gestern begegnet ist, trat nach ihm an den Altar. „Er verschlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesichte und die Schmach seines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde“ (Jes. 25, 8.), begann er mit leiser Stimme: „Ich sehe mich um in dieser Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieser Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns ist von seiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! Auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, so du mir rufest.“ Bei diesen Worten schlug sich der Rabbi mit beiden Händen auf die Brust, daß die Töne in seinem Munde erzitterten. Er sprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberlebenden, schwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und da aus der Versammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath gesetzeswidrig fanden, blieben ungerührt. Auch Baruch standen

die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnsucht, er fühlte sich seinem Gotte so nahe, so innewohnend, daß er zu sterben wünschte, um nie wieder von ihm losgerissen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Brust entsteigen wollen, denn Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesicht," rief der Rabbi. Von der Anwendung seines Textes auf das Schicksal Einzelner ging er auf das von ganz Israel über; „denn der Herr wird abthun die Schmach seines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, so das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen seiner Verheißungen harren." Er knüpfte eine geistvolle, aber ziemlich unumwundene und scharfe Polemik gegen das Christenthum an diese Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügelnden Menschenverstand, der sich vermesse, selbst das Unerforschliche zu ergründen: „Im Thalmud-Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiser Hadrian verlangte einst von Rabbi Jehosuah, er solle ihm den Unerschaffenen zeigen, sonst müsse er seine Lehre und seinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiser hinaus in's Freie: sieh hinauf dort in die Sonne, sprach er zu dem Fürsten. Ich kann nicht, erwiderte dieser, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, sprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geschöpfes kannst du nicht ertragen, und du willst den Schöpfer schauen?" So erzählte der Redner und schloß Parabeln aus dem Thalmud an, wie die (auch aus dem Neuen Testamente bekannten und hier theilweise veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von

den Klugen und Thörichten, die des Erlösers harren. Mitunter knüpfte er auch höchst ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener standen damals noch nicht in jenem frostigen, orakulösen Verhältnisse zu ihren Angehörigen, besonders aber die jüdische Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte sich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit sprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete sich einer zu seinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe seinen Beifall kund. Es sind Juden, die selten in lenksamer Empfänglichkeit sich ihres Selbst entäußern, vielmehr Alles, selbst das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßstabe des geoffenbarten Gesetzes und ihrer eigenen Vernunft messen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müssen, denn schon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmännischen Gesichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlassene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beispiellosen Frühreife und Universalität des Geistes, der schon in seinem achtzehnten Jahre als angesehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'schen Idyllenpoesie und mit Rabbi Isaak Aboab über die Mischung der Metalle bei der Bildsäule Nebucadnezars controversirte. Es war Rabbi Menasse ben Israel, dessen Frau, eine Enkelin des hochberühmten Don Isaak Abrabanels, ihre Abstammung in gerader Linie bis auf David, König in Israel zurückführte. —

Mit der linken Hand drückte Rabbi Menasse sich einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge widertönte:

Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jes. 2, 5.) Es erneuert sich heute der Tag, an dem wir dieses Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruhestätte finden ließ vor der Hand unserer Dränger; aber nicht durch die Kraft unserer Hände haben wir Alles dieses erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens ist die Mühe der Bauleute. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß sich diese Wände ausdehnten und hinausrückten, so weit das Himmelszelt über die Erde ausgespannt ist, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Widerhall wecken und ihm diese Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich selbst, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die sich Christen nennen; aber schauet nicht mehr zurück in die finsteren Kerker, sondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenstrahlt."

Der Verfasser des Buches „die Rettung Israels" fuhr in begeisterter Rede, wenn gleich oft in schwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anschließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Bestrebungen darzuthun. Unter dem

„Lichte des Herrn“ begriff er den Classicismus nicht minder als die Lehre Mosis. Er eiferte gegen die polnischen Juden und Aschkenasim,[1] deren verdüsterte Sitten und niedrige Stellung er hauptsächlich ihrem Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit zuschrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Gesetzesrolle wurde nun unter Freudengesängen aus der heiligen Lade genommen; als sie an Baruch vorübergetragen ward, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den sie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünstig an seine Lippen. Die Thora wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abschnitte, den der Vorbeter las, war je einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu sprechen. Beim vierten Abschnitte erhob der Vorbeter seine Stimme laut und rief: „Es erhebe sich unser Lehrer und Meister (Doctor und Magister) Rabbi Baruch ben Binjamin!“ Baruch Spinoza, der mit diesem Ehrentitel zur Thora gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ seinen Synagogenstuhl und begab sich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen sprach. Ein Jeder in der Synagoge verwunderte sich über die Beispiellosigkeit, daß diese Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren zu Theil wurde; nur Wenige waren, die solches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Mit dem langen sogenannten Mussaph (hinzugefügtes Gebet) und einigen Schlußgebeten schloß der Gottesdienst.

[1] Juden im deutschen Reiche.

5. Vater und Sohn.

An der Thür war großes Gedränge. Alles glückwünschte Baruch und seinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute widerfahren war.

„Es ist gewiß," sagte der Vater auf dem Heimwege zum Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger sollten daran denken, daß sie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speise genießen darf). Laß dir das zur Warnung sein, daß du einmal nicht zu lange predigst. Freust du dich darauf?"

„Mir schwindelt," entgegnete Baruch, „auf solche Höhe gehoben — ich bin zu schwach."

„Gott erhalte dir diesen frommen Sinn," sagte der Vater beifällig nickend. „Rechtschaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; sage dir nur: ja, du bist auserwählt, weil du die Kraft hast."

Auf der Schwelle seines Hauses legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum die Hände auf das Haupt des Sohnes und segnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse."

Auf der Treppe harrte Miriam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geschickt hatte: es war das rabbinische Diplom. — Der Vater schloß sogleich seinen Silberschrank auf und wählte den

schwersten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu senden.

Baruch durfte von nun an seinem Namen den Titel Rabbi vorsetzen.

Er empfand einen seltsamen Schreck, so oft er von den Besuchenden mit diesem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unsichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde diese Majestät von einem innern Aufruhr angegriffen, der sich jetzt mit verstärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der stimmbefähigten Wächter des Gesetzes und es war nicht Bescheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreisenden betheuerte, daß er sich für die ihm auferlegte Würde zu schwach fühle. War's die fröstelnde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt ist?

Wie neidische Dämonen wurden Zweifel in seinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue, nie geahnte; sie spotteten seiner Würde und blähten sich stolz auf.

Baruch schaute oft wie verloren drein. Das Gespenst Geronimo's, des Mannes mit dem zwiespältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erschienen war, schien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinsen.

Bei Tische, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles sich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die festliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heutigen Wochenabschnitt mit den Commentaren nochmals für sich las, ward er erst nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen lasen, seine Seele war nicht dabei. Er zürnte

der widerspenstigen Kraft in ihm und in inbrünstigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beistehen, seinen Glauben zu erhalten und zu stärken. Thränen fielen auf das offene Buch, sie lösten die Beklemmung seines Innern. Mit lauter, mächtiger Stimme, als müßte er sie der versammelten Gemeinde künden, sprach er nun die Worte des Gesetzes, und bei dieser Anrufung verschwanden die Dämonen im Herzen und ein glückseliges Hochgefühl durchströmte sein ganzes Wesen.

Der Vater kam, setzte sich eine Weile still zu ihm, dann sagte er, das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emsig sein, er habe ja in so früher Jugend die höchste Würde erreicht; er müsse jetzt auch darnach trachten, seinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und stellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand seines Vaters.

„O mein Sohn,“ begann der Vater wieder, „deine Ehre ist siebenfach die meine, du kannst es nicht wissen — mögest du es einst gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückseligkeit eines Vaters gleich, der selber nach Ehre gestrebt und nun seinen Sohn sie erlangen sieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, ist dein und doch mehr als mein, besser als mein. Ich sehe die Zeiten des Messias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe sein muß, der den Erlöser seinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz so übervoll ist und ich sollte dir das auch nicht sagen, aber du darfst es wissen, wie glückselig du mich machst. Mein letzter Bruder ist todt, die Wunde ist mit himmlischem Balsam geheilt, du bist mein Sohn und Bruder.“

Baruch hatte seinen Vater noch nie so bewegt gesehen; mit demüthigem Blicke schaute er in sein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirn und sagte nach einer Pause in ruhigem Tone:

„Hast du keinen Wunsch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gern belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquicktest."

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieses Verlangen geläufig war, konnte Baruch sagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wissenschaften, die lateinische, erlernen. Warum soll ich es minder als meine Mitschüler, Isaak Pinhero, Ahron de Silva und viele Andere?"

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus solchen Schriften kein Gift einsaugest. Und weiter wünschest du also nichts?"

„Ist es wahr?" sagte Baruch, schüchtern zur Erde blickend, „ist es wahr, was Rodrigo Casseres gestern Abend von der moriskischen Abstammung meiner Mutter (ihr Andenken sei gesegnet) gesagt hat? That ich Chisdai Astruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre in's Gesicht schlug, weil er mich damit neckte?"

Des Vaters Antlitz verwandelte sich plötzlich bei diesen Worten, er blickte starr darein und preßte die Lippen; endlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus,

rollte sie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

„Da nimm und lies, du hast vom Tode meines Bruders gehört, du bist der Erbe von unser Aller Leben. Sei dessen eingedenk. Diese Worte sollten erst zu dir dringen, wenn mein Mund verstummt ist, aber es ist besser so. Du bist stark genug.“

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit seinem Gastfreunde zuerst nach dem großen Hafen, dem sogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jodelgesang der Matrosen ertönte, und die in sabbathlicher Freude lustwandelnden Glaubensgenossen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gastfreunde die mit üppigem Wachsthum erfüllten Polder und heute schien doch ein gewisser Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unablässige Kraft eroberten Bestand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die wasserschöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes seine Geschichte hat, sah der staunend Hörende in seltsamer Bewegung darein. In dem Manne, der jetzt öffentlich sich zum Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrschen, denn er sagte:

„An diesen Niederlanden hat unser Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Israel vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, sondern den Menschen seine Kraft gelehrt.“

Unterdessen saß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

[illegible] bis er ein Papier fand, das er [illegible] mit den Worten darreichte:

„[illegible] und lies, du weißt vom Tode meines [illegible] du bist der Erbe von unser Aller Leben. [illegible] Diese Worte sollten erst zu dir [illegible], wenn mein Mund verstummt ist, aber es ist [illegible] du bist stark genug.“

[illegible] drängte ihm mit zitternder Hand die [illegible] auf und ging mit seinem Gastfreunde zuerst [illegible], dem sogenannten Butenkant, [illegible] der Matrosen ertönte, und [illegible] lustwandelnden Glau[illegible] wiederholt ihre Theilnahme [illegible]. Dann zeigte er dem Gastfreunde die mit üppigem [illegible] erfüllten Polder und heute schien doch ein gewisser Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unablässige Kraft eroberten Bestand in ihm zu weilen. Während er dem Fremden die [illegible] Windmühlen, den Bau der Deiche [illegible] und wie jedes Stück fruchtbaren Landes seine Geschichte hat, sah der staunend Hörende [illegible]. In dem Manne, der [illegible] der Väter bekannte, mußte [illegible] herrschen, denn er sagte:

„[illegible] hat unser Gott zum zweitenmale [illegible] der Zurückdrängung des Meeres zur Rettung [illegible] vollendet. Er hat es nicht durch ein [illegible] Wunder gethan, sondern den Menschen seine Kraft [illegible].“

Unterdessen [illegible] in der Kammer und las:

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn diese Worte zu dir dringen, ist mein Mund verstummt. Meine Seele ist wiederum bei der, der sie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will... Meine ganze Jugend steigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein seliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reiste, um meinen Bruder Moses, genannt Geronimo, in seinem Kloster zu besuchen. Ich sage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menschen und ihre Verstellungskünste. Unglück und Verstellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog also nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grausamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdensohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willst du von mir?" so rief er. Ein solcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geschäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu besorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu sehen. In der Gesellschaft der so fröhlichen Lindo's

und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heitersten Selbstvergessens, aber auch der trübe Ernst der Erinnerung an die Blüthe unseres Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einsam besuchte ich den erst seit fünf und zwanzig Jahren zerstörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar; dort hatten einst die Gebeine der Großen aus Israel geruht, dort stand einst das herrliche Denkmal für unsern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Espinosa, dessen Namen du trägst; aber nichts war mehr zu schauen, nicht einmal eine verwitterte Inschrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln versenkt hatte; im Grabe selber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottlosen Büchern bei ihnen gefahndet.

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang (nach dem, was in Folge dessen vorgefallen ist, möchte ich es eine Ahnung nennen), meinen entmenschten und verpfafften Bruder wieder zu besuchen. Als stiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einst die Herrlichkeit Gottes gethront, mit solcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kastell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenschaft geben, und doch sie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein schluchzendes Mädchen, das mit verhülltem Angesicht aus demselben kam. „Sennora," sagte ich, „bedürft ihr eines Beschützers, und darf ich —" ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete sein gluthvolles, schwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne

perlte von den langen Wimpern, leise den Kopf schüttelnd verneigte es sich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlassen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da bist du, ja, ich bin kein Joseph, ich habe mich selber verkauft. Doch, nein, nein, ich will ruhig sein; siehst du, es ist noch gerade wie zu Hause, du bist der jüngere und hast doch alle Macht über mich, „„o wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sind,““ so sprach er. Er sah mir's an, wie der schneidende Gegensatz mit seinem ersten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer so gebaut sei, daß auch das leiseste Wort von dem Prior, dessen Zelle gerade über demselben ist, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Priester allein als seine Brüder und die Kirche allein als seine wahre Mutter betrachten könne. Er schilderte mir nun seine ganze Lebensweise, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die schlauesten Ränke, die gräßlichsten Mordgeschichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernster Miene, nur selten zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über diese stumpfe Ausdruckslosigkeit seiner Mienen zu erkennen. „Das verrätherische Angesicht,“ sagte er, „das ist unser größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles stumpf

und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und sich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe sein; das ist die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen." Wir sprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleasar, genannt Constantin Montefiore, der in gleicher Absicht wie Moses, in den Dominikanerorden eingetreten war. „An ihm zeigte sich's," sagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers schweben. Sein Vater hatte ihn besucht, sie waren unvorsichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; eine Stunde darauf wurden sie in's Gefängniß geschleudert. Constantin (ich will ihn nicht schelten, er ist jetzt todt) konnte das Bewußtsein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode seines Vaters Schuld zu sein; mit einem Scherben zerbrochenen Glases öffnete er sich die Pulsadern und verblutete so sein junges Leben. Der alte Montefiore, der schon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche seines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt." So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunsche unseres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber schwur hoch und heilig, nimmer lebendig seine Klause zu verlassen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrsinn meines Bruders mit seiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erschütterte mein ganzes Wesen; aber alle meine Gedanken verschwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege

sitzen sah. Sie beachtete mich nicht und ich ging an ihr vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihr entfernt, als es mich wie mit magischen Banden wieder zu ihr hinzog. „Sennora,“ sagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig seid, Euch solche anzubieten, und Ihr, sie von mir zu fordern.“ Sie gestand mir später, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entschlossenheit, die meine Worte bekunden sollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter ist nur der Tod,“ sagte sie mit einer Stimme, in der der Ausdruck schmerzvollen Entsagens und bescheidenen Hülferufs sich zur schönsten Harmonie versöhnt hatten. O, es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dieser ganzen Erscheinung, ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der sie noch durch sorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, fast nichts von ihr gesehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen, als ich so vor ihr stand, ich war festgebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier festhielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die sich offenbart, wenn wir uns dem Wesen nahen, das der Herr für uns geschaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie sie hieß, Manuela; sie bat mich um Verzeihung, weil sie meine Hülfe von sich gewiesen, ich solle nichts Arges

von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten sie den Menschen mißtrauen gelehrt. Thränen erstickten ihre Stimme. So war also der Schmerz auch der Genosse ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verstehen sich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schlosse ihr Vater schon seit drei Monaten eingekerkert sei. Sie wolle hier warten, bis der Inquisitor aus der Stadt zurückkehre, sie wisse wohl, ihr eigenes Leben stehe in Gefahr, weil das Gesetz es Jedem verbietet, und sei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt ist; sie aber wolle sterben mit ihrem Vater und doch fürchte sie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich sehe schon,“ sagte sie, „es soll so sein, ich soll abermals in Jammer und Thränen dem Tage heranharren.“ Sie raffte sich auf und entfernte sich schnell. Ich stand wie eingewurzelt da, und als sie an einer Biegung des Weges meinen Augen entschwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich stürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überschauen kann, bemerkte ich wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Gestalten gemessenen Schrittes einherkamen; Manuela warf sich den Voranschreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerschrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geschleudert. Ich sprang aus allen Kräften, die Männer setzten ruhig ihren Gang fort, sie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raschen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquisitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in

das Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tausend Flüche für den Schändlichen und tausend Sorgen für Manuela im Herzen, harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühsamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb stehen. Ich konnte nicht sprechen vor raschem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," sagte sie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweisen. Ich schwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es ist, das Heiligste, bei dem man schwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchste Gewißheit geben wollte, bei San Jago schwören mußte. Ich konnte nicht reden, so durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela schloß meine Hand in ihre beiden Hände, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," sagte sie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr sollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte sie ihre zitternde Hand darein. „So haben mich diese Straßen noch nie gesehen," sagte sie leise, als wir gleich am Thore in eine Seitenstraße einlenkten. Ich suchte sie zu beruhigen, sie schwieg und hüllte sich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unserer Frau vom Pfeiler, in ein unscheinbares Häuschen eintraten. „Kommst du endlich, Manuela?" ertönte

ein ziemlich starker Diskant, und eine runde Gestalt mit einem Lichte wälzte sich wie ein Wollsack die Stiege herab. „Ich habe schon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hause kommst. Ei, mein süßes Täubchen, wen hast du denn da bei dir? Gelobt sei die heilige Jungfrau, ist das nicht Don Alfonso Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Usted, meine alten Augen —" „Du hast wirklich falsch gesehen, Laura, es ist nicht der Vetter, sondern ein Fremder, ein Freund wollte ich sagen, der uns helfen will," sagte Manuela. „Ich habe doch recht," fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht schon längst gesagt, wenn du gehst, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben sie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenschale, ja lacht nur," fuhr sie kreischend fort, „es ist doch wie das Sprüchwort sagt: ein frisch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott schütze ihn) ist besser, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein schüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat." Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preisen, und sagte, das könne nur durch ein Wunder geschehen sein, daß ich so Großes über sie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte sattsam gemustert, war sie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, sie schlug verschämt die Augen nieder. „Sennor," sprach sie, und ergriff mit Hast meine Hand, „Sennor, was denkt Ihr von mir?" „Daß wir uns lieben,"

antwortete ich, ihre Hand küssend. „Ja, wir lieben uns,“ sagte sie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußtest du sterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes gesehen?“

Thräne auf Thräne rann bei diesen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?“ fragte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiderte ich, „in demselben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?“ O! es ist nur ein schwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung. Dieses Sichfinden und Erfassen, ohne sich gesucht oder erstrebt zu haben. Damals zwar, ich gestehe es, fühlte ich das noch nicht; versenkt in nie geahnte Seligkeiten, erkannte ich die unsichtbare Hand, die Alles so fügte, noch nicht so ganz, wie sie sich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudlosen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröstete sie, versprach die Hülfe meines Bruders, sie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Essen. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte sie Manuela leise; ich sah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora,“ fiel ich rasch ein, „er hat ja

guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetisch errathen; ich heiße Alfonso de Espinosa.“ Wir saßen gemüthlich bei Tische; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu gestehen, ob sie nicht Recht habe, daß ich Diesem oder Jenem auf's Haar ähnlich sehe. „Bei Gottes Blut,“ sagte sie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, so zwei Weibsbilder ganz allein sind doch gar zu verlassene Geschöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht.“ Dieser Name machte mich stutzig, ich drang in Manuela, mir die Geschichte ihres Vaters zu erzählen; sie schlug die Augen nieder und begann nach kurzem Besinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verlesen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt sein solle, wie ihre angestammte Sitte mit sich bringt, verschleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerrissen, war auch die Frau meines Oheims, die strahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war so groß, daß man glauben mochte, eine Heilige sei aus dem Paradies herabgesendet worden, um den Tapfersten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick diese Reize berührt, und jetzt so dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geschehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen

Erdstoß ward dadurch der ganze Aljaniz erschüttert, denn die Absicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieser Erzählung hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grausam verstoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schicksal hängt mit dem unsrigen eigentlich gar nicht zusammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einst davon Rechenschaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen maurischen Christen im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen," so schloß Manuela und erhob sich rasch. „Nun, so bin Ich da," sagte die Duenna, „weiß ich denn nicht Alles so gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' sie selig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals hergegangen sein muß." Unter vielen Zwischenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geschwisterkind Aben Humega's sei. Don Antonio, der dem Maurenaufstand abgeneigt, in dem christlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlassen hatte, litt von seinen Stammesgenossen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabsichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen sie zu dem sogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra

Nevada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beispiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen sollen," sagte die Duenna unter Anderm, „da hättet Ihr Euch umgesehen, da war es anders als jetzt hier: flämische Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und silberne Becher auf den Tischen, daß man meinte sie müßten brechen." — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufstand war unterdrückt, die Mauren in die Ferne zersprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menschenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungestört in der Selbstbeschränkung, zu der ihn sein Wille und die Zerstörung seiner Güter bestimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oesterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus seiner Gefangenschaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Resten seiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm diese unverkümmert; mein Vater besuchte alltäglich die Kirche, sonst aber verließ er das Haus nie und wandte seine ganze Zeit dem Studium gelehrter Schriften und meinem Unterrichte zu.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber nach wenigen Tagen meine Mutter dahin, fast Niemand hatte sich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, sie verschied in seinen Armen. Von dem Tage, da

meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauses; ich selbst, die ich sonst Alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgestern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergesse die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquisition Einlaß in unser Haus; Laura hatte den Muth aufzuschließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und schleppten meinen Vater nach dem Trianenschlosse, wo er sich wegen seines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen sollte. Eine Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hause durchsucht und versiegelt; ich mußte es selbst mit ansehen, wie sie jenes Bild meiner Mutter dort herunter rissen, weil sie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie sie sich ausdrückten, das verführerische Heidengesicht Geld geschluckt haben könne.“ Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt,“ fuhr sie dann in zuversichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen.“

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; gespensterhaft erschien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und stieren Blicken dasaß, ihre Lippen bewegten sich mechanisch wie zu einem leisen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geist von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber, als ich in meiner Posada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, schien mir Alles ein Traum.

Ich besuchte Manuela und glaubte wirklich Grund zu haben, Alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung an dem Schicksal ihres Vaters sprach aus ihrem ganzen Wesen. Sie erschien mir so ganz verändert: statt der kühn aufstrebenden Schnellkraft ihres Geistes war es heute ein geknickter Wille mit sklavischer Ergebung, den sie mir kundgab, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmnisse des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos so fortbestehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und um der einmal übernommenen Pflicht zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm Alles. Sein Scharfblick erkannte die Gestalt der Dinge leicht: „Das Mädchen ist ein Engel oder ein Teufel," sagte er; „gewöhnlicher Verstellung wie gewöhnlicher Tugend ist so Außerordentliches nicht möglich. Die rein passive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute so irre machte, ist nichts als der erste Artikel im Credo des großen Propheten. Doch sei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich so wenig Christ ist als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden." Ich wollte Manuela erst wenn ihr Vater befreit war, wieder besuchen, um ihre Verzweiflung so am besten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Gesellschaft meiner Freunde.

Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Versammelten begrüßt, Jeder wollte den Grund meines Ausbleibens seit zwei Tagen wissen, und Jeder erklärte sich denselben nach seiner Sinnes- und Handlungsweise. Ich war lustig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette besuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie schnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquisitor berührt, als man ihm schon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hause geleiten. Am Eingange in die unterirdischen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam; denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finsteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da sah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, seine Augen, dem ungewohnten Lichtstrome ausgesetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er sie schließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir seit den letzten Tagen begegnet war; seine bleichen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, so daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich gestand, daß ich Manuela für ihre Zweifel bestrafen und sie nur erst an seiner Seite hätte wieder sehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf schüttelte, murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin. Mir ward unheimlich in seiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demselben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend stieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet sank er in den Lehnsessel, der schon seit Jahren den Kummervollen zu tragen gewohnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unserer Anwesenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort sah ich Laura neben einem Bette stehen, auf welchem Manuela schlummerte. Auch Don Antonio schlich mühsam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief sie in furchtbar gellendem Tone: „O Jesus Maria! der Herr!" Manuela erwachte, starr blickte sie uns eine Weile an, und als träume sie und wolle die Trugbilder verscheuchen, fuhr sie hastig mit der Hand über die Stirn. „Manuela! mein Kind!" rief Don Antonio. Da schnellte sie plötzlich empor: „Vater!" rief sie und lag schluchzend an seinem Halse. Es war eine Minute des höchsten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen sich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich," sagte Don Antonio, und dießmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über seine hohlen Wangen rannen: „Ich vermag es nicht, diese unendlichen Liebkosungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, sieh dort unsern Freund, unsern Retter, Don Alfonso, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unserer Noth." Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr seelenvolles Auge blickte wieder so bittend und strafend zugleich wie damals, als ich sie zum erstenmale sah, sie warf sich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine

Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. „Verzeiht mir, hoher Herr,“ bat sie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt; verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd.“ „Steh auf, Manuela, steh auf, ich befehle es dir, so war's nicht gemeint, so dankt man nicht,“ sprach Don Antonio. Manuela gehorchte.

Täglich besuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war schwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzustellen, nur die volle Sehkraft glaubte er schwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio schwören müssen, ihm nichts von seinem Zustande zu verhehlen, und eine namenlose Wuth kochte in seinem Innern. „Der Mensch,“ sagte er einmal, „ist das verworfenste Geschöpf der Erde; wo ist ein Raubthier, das, ich will nicht sagen gegen Thiere seiner eigenen Gattung, nein, gegen solche als deren Herr es geboren ist, so grausam verfährt, wie ein Mensch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf saugt seiner Beute das Blut aus, aber das ist noch barmherzig gegen die Menschen, die mit tausendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeist, und sie erfinden Gräber, wo sie ihre Mitmenschen lebendig verfaulen lassen. O wenn ich nur vor —“ er unterbrach sich und knirschte mit den Zähnen. Manuela kannte diesen Zustand ihres Vaters, sie wagte es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und sie bot alle Rührigkeit ihres Geistes auf, um seine Schwermuth zu verscheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, die sie mit so anspruchloser Miene erzeigte, der Reichthum

von kleinen Geschichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund übersprudelte, die hellen Lieder, die sie so jugendlich frisch zur Guitarre sang, dieses Alles, und auf solche Weise, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit schmeichelte sich doch, daß an diesem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, sondern auch meine Anwesenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiser Schimmer seines Auges, durch den ihm die Umrisse aller Gegenstände wie mit einem dunklen Flor überworfen erschienen, war gerettet worden. „Manuela," sagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch seine Siesta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernste Schritte zu unserer Verbindung thun?"

„Ich bitt' Euch," antwortete sie, „redet mit mir nicht von so ernsten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken."

„Ich aber habe Euch schon einmal gesagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, sondern einer Jungfrau mit selbständiger Willenskraft zugewendet habe."

„Und wer ist denn die Glückliche?" lächelte Manuela, „ich habe vergessen danach zu fragen."

Ich schwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten Scherz gängeln ließe, sie müsse mir gestehen, ob sie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein,“ war ihre einsylbige Antwort.

„Und was seid Ihr zu thun gesonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?“

In entschlossenem Tone antwortete sie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —“ sie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was ist das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?“

„Don Alfonso will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erst fünfzehn Jahre alt geworden bin.“

„Schon, mein Kind, sage lieber schon, denn je älter man wird, desto schlimmer geht's einem auf diesem vermaledeiten Boden.“

„Manuela hat Unrecht,“ sagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „sie hat Euch falsch berichtet, sie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreisen will.“

„Das thut mir in der Seele leid,“ sagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich sehen, man gewöhnt sich in meinem Alter schwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren; aber bei Euch, ich muß gestehen, ich möchte, was ich sonst nie wünschte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund sein zu können.“

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater sein?“ Ich fühlte wie alles Blut mir in's Gesicht drang, ich sah, wie heftig Manuela erröthete, als ich diese Worte mühsam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind,“ sagte Don Antonio gleichgültig, „geh

zu unserem Nachbar und hole mir das Buch, das er schon so lange von mir hat."

Manuela ging.

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet," redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es ist nicht Männerart, den Dienst und den Dank in süße Worte einzukleiden; auch sollte man ja nach den Lehren unserer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unserm Thun und Lassen nur Werkzeuge in der Hand Gottes sind. Ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt so groß ist — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr sollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht missen, sie ist meinem Leben so nothwendig wie die Luft, die ich athme, und so lange ich athme, soll sie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erspart Euch und mir die unnöthigen Worte."

Ich war wie erstarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen standen mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich solle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich sah sie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entschluß abzureisen und den Grund desselben.

„Nicht Manuela," sagte er, „willst du fliehen, vor dir selbst, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchtest du davon laufen, aber sie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verschwinden wird sie durch die

Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erscheinen, und in Sehnsucht und widerstrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirst du an einem geistigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einst geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Isabella, bis es einst zu schlagen aufhört. Drum rette deine erste Liebe, oder sieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuschung mit dir nimmst. Ermanne dich und geh nochmals zu Manuela."

Ich folgte gern seinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreise der Freunde Abschied nehmen. Alle glückwünschten mir zu der schönen Braut; einer meinte, ich sei doch herablassend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriff stünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geschlecht ist so edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen," erwiderte ich und war bereit meinen Worten schnell die That folgen zu lassen. Alle sprangen auf und beschwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch diesen Vorfall gestört, ich suchte deshalb so bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte Diesem und Jenem die Hand zum Abschied; aber Alle riefen: „Nein, so lassen wir dich nicht, du sollst sehen wie sehr wir dir geneigt sind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und schicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins stille Kämmerlein,

wo sie von dir träumt.“ Von den Wänden der Posada waren schnell die Guitarren und anderen Instrumente herabgenommen, ihre Harmonie ward durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Wasser vermischten Mancha-Weines angefrischt. Ich dankte, ich sträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehst du nicht mit,“ riefen Alle durcheinander, „so ziehen wir allein hin, und du wirst dann morgen von Wundern hören, welch' himmelstürmende Liebesboten wir nach ihr ausgesendet.“ Um ihre Ausgelassenheit zu verhindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einsamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unserer lustigen Genossenschaft wiederhallte. Kaum war das erste Abschiedslied gesungen, als in den benachbarten Häusern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenstern erschienen; nur im Hause Manuela's blieb Alles still und öde. Die Freunde zogen sich zurück, ich blieb allein und sang abermals jenes wehmüthige Abschiedslied, aber noch immer erschien Niemand; unwillig schlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich sie in ihrem leichten Morgenanzuge überraschte, schrie sie laut auf, und ohne meinen Gruß zu erwidern, verschwand sie hinter der Kammerthüre, die sie schnell verschloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze stecken lassen?“ so rief sie lachend zu mir heraus, „nun, wer

hat Recht, Vater?" begann sie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menschenkenntniß? Habe ich's nicht gesagt, Don Alfonso kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu lösen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und sie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?"

„Ja," antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemessenen Minuten nicht unnöthigerweise auf Euren Putz verwendet und so bald als möglich herauskommt."

Sie antwortete nicht, sondern sang das Abschiedslied von gestern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erste Strophe geendet, als sie, die übereinandergeschlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe versteckt, heraustrat. „Stürmischer!" sagte sie, „Ihr seid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindisches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie gestern davon rennen, schnell in einen alten Mantel meiner seligen Mutter hineingefahren; es ist aber das ungeschickteste altväterische Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum machet nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile."

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verursachen, Sennora," antwortete ich, durch den

Schlußsatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging, unwillig den Blick zur Erde geheftet, auf und ab.

„Wenn es denn sein soll, daß wir uns trennen," sagte sie, „so ist mir's am liebsten es geschieht jetzt; ich sehe schon, durch diese fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten sollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe dessen vor ihm kein Hehl, wie sehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich sei der meinen, mehr wünsche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen."

Don Antonio saß schweigsam in seinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwischen den Knieen zusammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in seinem Lehnsessel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderseitige Liebe denn schon bestanden?" murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne sich im mindesten aus seiner zusammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie ist in Ungemach geboren," antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gern und schnell."

„Was wollt Ihr?" rief er und erhob sich mit Zittern von seinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schicksal hattet, bei der Rettung meines Lebens behülflich zu sein, sucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorsam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr stolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweise abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber

so wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben sollt ihr mir nicht rauben, so lange diese Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines schwachen Mädchens Brust zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für besser als Andere, geht, Ihr seid auch so habsüchtig und tückisch wie alle."

Seine Stimme erscholl wie Schlachtenruf, seine schäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos sank er wieder in seinen Sessel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, sie streckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend sich zu beruhigen.

„Gott! wo soll ich mich hinwenden?" rief sie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn, seine eben gesprochenen Worte zu vergessen, wie ich sie selbst vergessen wolle, damit wir in Frieden scheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämisch gereizt," sagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er sich solche Reden ungeahndet in's Gesicht werfen lassen. Mein Kind ist mein, mein eigen wie meine rechte Hand; soll ich sie zum Dank für Euch abhauen und Euch schenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es ist ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange."

Er hielt inne und strengte all seine Sehkraft an, um den Eindruck dieser Worte in unseren Mienen zu lesen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit seltener Weichheit der Stimme fuhr er fort:

„Ich hatte es so gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weisen Vaters das Licht meines leiblichen und geistigen Auges mir zu schärfen.“

„O, das wäre herrlich!“ jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden sollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonso?“

Das Gespräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch schön ausklingen wird; es ist gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingerostet ist, sonst wäre vielleicht noch unsere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;“ so sprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio sprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung sein müsse, denn aus dieser heitern Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abschied.

„Ziehet hin in Frieden,“ sagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater.“

„Und sehen wir uns bald wieder?“ fragte ich; er drückte mir die Hand und nickte bejahend. Manuela stand regungslos da, unsere Blicke begegneten sich, es war als ob Jedes von uns nochmals das getreue Bild des Andern in bewußter Anschauung sich einprägen

wolle, in Jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu besiegen. „Manuela, lebt wohl!“ sprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete sie mit fester Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und ist es unsere Bestimmung, daß wir uns einst ganz angehören sollen, so finden wir uns wieder; ist es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerstreit? Gehorsam ist unsere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer Andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran soll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube, ich hätte den Großinquisitor selbst damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthür hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr ist mir seltsamer Weise noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. — Es ärgert uns oft, ist aber doch weise so eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder sonst ein prosaischer Alltagsvogel sich einnistet, oder ein Frosch im Sumpfe quakt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem sie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am besten meint, die wird überall vergessen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken sollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr seid ja immer so stolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura sagtet, und doch

hab' ich schon viel Euretwegen ausgestanden, drum hätt' ich's wenigstens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abschied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht schon längst gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, steh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünschen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von sechs Brettern mitgäbe; unser guter, lieber Don Alfonso geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aschermittwoch. So wahr mir San Jago gnädig sei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht so lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Gesicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was steht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geschieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; so Alles unter sich ausgemacht, unser Einem kein Sterbenswörtchen davon gesagt, da sieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch schon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrschaft da hab' ich ein Pärchen zusammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unser Murrkopf da droben, aber die sind auch nicht so stolz gewesen, daß sie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre besten Freunde vor der Nase übersehen haben; es ist wahr, sie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebst du heute, so bist du morgen vergessen, sagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort ist ein wahr Wort. Wenn

Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav sein, aber (nehmt mir's nicht übel, Usted, es ist, so wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber gescheit seid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein süß Täubchen freien sollen; gesteht nur selbst, hätt' er's Euch abschlagen können? Drückt die Limone aus, bevor sie verfault, sagt das Sprüchwort; nach sechs Wochen, San Jago! was vergißt der Mensch nicht in sechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er sich das Maul gewischt und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar Keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er ist aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heide — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich so lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich sag' Euch, ich habe schon viel Verliebte gesehen, ich selbst, seht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung gewesen und sauber, ich hab' mich dürfen sehen lassen, ich hab' meinen ersten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man so verliebt sein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? seinetwegen kann sie graue Haare bekommen und ihr süßes Fleisch verdorren, der hat ein zähes Leben, der stirbt nicht so bald; er gönnt sie gar keinem Andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht'

sie selbst heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie sich das Alles so schön hätt' einrichten lassen, dann stünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, so eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonsito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das sind jetzt lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura sorgen, Ihr sollt sehen wie Alles so gut geht."

Ich hatte der Alten fast willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abschied; sie wollte sie nicht annehmen, da sie nicht wisse warum, sie hätte sie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm sie es, und mit schalkhaft dankbarer Miene sagte sie:

„Ihr hättet früher einsehen sollen, daß das Sprüchwort sagt: Geschenke sprengen Felsen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; sie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidnischen Kahlkopf ging sie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo besuchte, hatte ich Sevilla verlassen. Ich fühlte es klar, hier hatte sich ein Wendepunkt in meinem Leben gestaltet, den ich nie aus den Augen zu lassen mir vorsetzte.

Aber was sind des Menschen Vorsätze und Entschlüsse? Ein Hauch, ein Schatten berührt sie, und sie sind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verflossen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verschwand nach und nach. — Der Austritt unsers Oheims zu Madrid mit seiner ganzen Familie aus unserer heimlichen Gemeinde, sein reuiges Eingeständniß und seine Bußfertigkeit für die seitherige Halbheit seines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angst. Die mächtigen Espinosa's in dem heutigen Spanien sind die Kinder dieses Oheims. Nicht durch ein einziges Geständniß seiner Mitschuldigen suchte er sich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unsern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquisition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die maurischen Christen, sondern auch die Judenchristen nach Afrika deportirt werden sollten. In der Sorge um das eigene Schicksal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Wesens. Ich sah es daher als einen Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Casseris, der nach Sevilla reiste, mir die Besorgung jeglichen Auftrags anbot. Ich schilderte Manuela in einem Briefe alle Schrecken, die uns bedrohen, und beschwor sie, mit ihrem Vater schleunigst zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Fast ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, sendete ich den Brief ab.

Die Brust von tausend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloses Märtyrerthum und das Doppelgesicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlassen, war ich eines Tages die Landstraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langsamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magischer Kraft getrieben, hatte sie sich behende über die Brüstung des Wagens herausgeschwungen. Ich setzte mich schnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr dem Thore zu. Don Antonio saß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute sich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier so bald getroffen. „Wenn's noch lange so fortgegangen wäre über Berg und Thal," sagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder so auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun hast du dein Höchstes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reise überredet hast? Ja, ja, nun ist an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am besten, wenn ich bald sterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang."

Mit einem höhnischen Lächeln grinste er uns an und schob Manuela's Arm weg. War mir seine Weigerung ehedem wie dämonische Habgier erschienen, so hatte ich bei dieser Weise, seines eigenen Kindes Freude zu vergiften, mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war

bei alledem Manuela's Vater. Manuela verstand es, durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerstreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich Vieles hatten wir uns zu sagen; aber sonderbar! während hundert gewichtige Fragen sich in unserm Sinne drängen, ist es oft gerade die unbedeutendste, die am ersten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?" fragte ich.

„Sie ist todt, die falsche Schlange; hört nur, wie es uns mit ihr erging. Es werden jetzt ungefähr sieben Monate sein, mein Vater lag schwer krank darnieder (wie er überhaupt seit Eurer Abwesenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen gesund war), da erkrankte auch Laura; sie wurde in das Hospital San Lorenzo gebracht, welches sie zum Erben ihrer ganzen Habe einsetzte. Ihre Krankheit entwickelte sich schnell, sie war unheilbar. Nachdem sie schon die Sterbesakramente empfangen, äußerte sie als letzten Wunsch, man möchte mich zu ihr bringen, sie könne nicht eher ruhig sterben, bis sie mich noch einmal allein gesprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hospital geleiten. Ich hätte Laura nicht wieder erkannt, so abgemagert war sie in den wenigen Wochen; sie aber erkannte mich alsbald und streckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtsamkeit war noch nicht verschwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, gestand sie mir, wie sie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche

nicht besuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe sie zwar schon damals für diese gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigesprochen, aber jetzt sei es ihr, als ob sie nicht sterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich solle bedenken, daß sie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Christenkind sei, darum sei ich auch immer frei ausgegangen; ich solle bedenken, sagte sie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur so den guten lieben Don Alfonso kennen gelernt, und sie versprach mir bald im Himmel für unsere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesstunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich gestehen muß, nicht recht von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter solchen Gesprächen waren wir am Hause meines Vaters angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäck war bald an Ort und Stelle. Meine Schwester, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald deren vertrauteste Freundin, so daß sie sich bei uns heimischer als zu Hause fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreise vor, aber der kränkliche Zustand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreise hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenste Arzt in ganz Neu-Castilien galt, fürchtete für ihn ein

langes Hinsiechen. Wie waren wir daher erstaunt, als man ihn eines Morgens mit entsetzlich aufgedunsenem Gesichte im Bette todt fand. Nur dies Einzigemal, als Manuela das schrecklich entstellte Angesicht ihres Vaters zuerst erblickte, sank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammen, sonst hatte sie alle Wechselfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das sei nicht das Aussehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio seit seiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgerissen und leer, nirgends war aber der Ueberrest eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von diesem Umstande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreise nicht länger zögern zu dürfen. Der Verstorbene hatte keine Kunde von seinem letzten Willen hinterlassen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiste? Mein Vater trug mir auf, sie an die baldigste Besorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand sie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren diese Zeichen kindlich frommen Sinnes,“ sagte ich, „aber wozu noch länger düsteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater sein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch sein möchte.“

„Nein, nie!“ antwortete sie; „habt Erbarmen mit mir armen Waise und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind seiner Schwester

nicht verstoßen. Wie gern bliebe ich bei Euch, aber ich sehe es zu spät, eine eiserne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn schon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schwester es Euch anvertraut? Glaubt mir, schon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längst Euch Alles gestanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, so lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlassen, nun wohlan, so habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich starr mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr seid grausam, Sennor," sagte sie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch diese Macht über mich gegeben, so freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich sei verzagt und schäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängst dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfassen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, sie wandte sich schluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief sie, „so verfährt man mit deinem Kinde; warum hast du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beschwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit gesprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und die stille Thräne

in ihrem Auge verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das sie mir gethan, und über den entsetzlichen Abgrund, der sich vor unseren Augen aufschloß. „So nah und doch so unendlich fern!“ sagte sie, mir die Hand zur Versöhnung reichend. Ich bestürmte sie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott ist der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, sei es in Kirchen, Moscheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns so gefunden und wieder gefunden?“ In feuriger Rede stellte ich ihr die verschiedenen Glaubensbekenntnisse so dar, wie sie es für Liebende sind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geschrieben steht und was die Priester lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief sie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du so Unendliches mir auferlegst? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem schwachen Mädchen, das grausame Geschick Moslemin zu sein im Herzen und Christin im Angesichte, um zuletzt Beides Lügen zu strafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleische? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte sie könne nicht mehr aufstehen, weil sie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen Glauben sterben und ich sei zu großen Dingen geboren; ich

möchte nur wissen, was das für große Dinge sein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde sie staunen über ihre eigene Weisheit!" — Ein Schrei des Entsetzens unterbrach Manuela's Rede, „das ist die schwarze Kunst, die hier ihr Spiel treibt," rief sie und schmiegte sich furchtsam an mich. Ich blickte nach der Thür, dort stand ein altes Zigeunermütterchen auf seinen Stab gestützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almosen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, sich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinsendes Gesicht, „da seht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hause in Sevilla davon getragen; nun wie steht's mit meiner Prophezeiung? Ist sie nicht eingetroffen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß."

„Danke schönstens für Eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela sträubte sich nur halb. Die Alte kicherte so heftig, als sie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen," rief sie, „nun seht einmal her, diese feingeschliffene Lebenslinie ist mir nur Einmal vorgekommen: ein schmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer,

dürft Euch darauf verlassen, es ist so gewiß wahr, so gewiß, als ich noch so jung und schön sein möcht' wie Ihr; seht Ihr die kleinen Schnittchen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da steht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht so roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt seine Streiche mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle seine Gegner in den Sand streckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausschlägt." Solche und andere Narrenspossen sprach die geschwätzige Wahrsagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich selbst, daß ich die Geschichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela schien, so sehr sie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenscheinlichsten Beweis, was daraus geworden ist. Auch mir wollte sie noch weissagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geschenk und hieß sie nun ihres Weges gehen.

Durch diesen sonderbaren Zwischenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich schaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich stellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch sie war ruhig; ich mußte ihr versprechen, sie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu bestürmen. „Ich werde Alles treu und gewissenhaft überlegen," sagte sie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erster Gedanke: heute entscheidet sich deines Lebens künftige Gestalt. Es ist in solchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken festzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit seinen raschen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß sie ihren Lauf beschleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen," sagte sie als ich zu ihr kam, „Ihr habt gesiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen, hier halte ich's nicht länger aus." — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du hast nicht wohlgethan, mein Sohn," sagte er, „so ungleiche Gewichte in die Wagschale zu legen; mir ist Alles, was du mir hier sagst nichts Neues, doch so mit gebrochener Seele darf das Mädchen unserm Glauben und unserer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen all die schweren Pflichten, die unser Glaube zu üben befiehlt, all die Leiden, die er noch zu tragen verdammt ist, auseinandersetzen; beharrt sie dann noch auf ihrem Vorsatze, nun denn, so gebe Gott seinen Segen dazu, daß sie die Stammmutter einer frommen Nachkommenschaft werde."

Manuela blieb standhaft.

Kein Hinderniß stand unserer Abreise mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unsere Habe in beweglichen Werth umgesetzt hatten, reiste Immanuel mit der Schwester und Manuela voraus, denn wir mußten möglichst dafür sorgen, kein Aufsehen zu

erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegschlichen. O! wir liebten unser Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater sprach keine Sylbe. Erst als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchsten zu schwören, daß ich Manuela so lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis sie in unsern Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben sei. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beschwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Costa's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit seinen Brüdern in fernem Lande seinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reisegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menschen Zunge ausgesprochen, beschwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten seine Augen wie die eines Rasenden, er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen, daß mir vor dieser Wuth bangte und ich ihn besänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte sich in einer einsamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauseile zurecht, und kauerte sich dort zusammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen

Angehörigen und ließ Henrico nach seiner Weise gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauspiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber schon am ersten Abend erkrankte mein Vater. Er suchte wieder wie sonst durch starke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. „Es ist sonderbar," sagte er einmal zu mir, als ich an seinem Bette saß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausschaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joseph einst seine Brüder, so beschwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt sie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge soll's nicht mehr schauen." Ich suchte ihm solche Gedanken auszureden, er aber sagte: „Ich weiß, meine Stunden sind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genossen auf dieser Welt; Preis und Dank sei Gott dem Herrn für Beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch sie ist mein Kind, du wirst glücklich mit ihr sein." — „Weinet nicht," sprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube sinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und sollte abermals eines Drängers Hand euch verstoßen, verzaget nicht, denn das Gesetz unseres Gottes, des einzig Einigen, wird einst glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater sprach noch viel über die Einrichtung unseres künftigen Lebens; es war als ob sein naher

Tod ihm das Fernsehen in unbekannte Verhältnisse gestattet hätte. Er segnete noch Jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verschied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe seitdem vieler Menschen Geist sich losringen sehen vom Körper, aber nie sah ich solch himmlisch verklärtes Antlitz wieder. Unsere Thränen flossen reichlich; am heftigsten aber weinte Manuela, sie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, entleerten wir in der Stille eine große Kiste und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für schweres Geld hatte kommen lassen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm diese heilige Erde unter das Haupt und stellten den Sarg in die unterste Kajüte, wo mein Bruder ihn bewachte. Es war ein neblichter Morgen, als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob sich ein fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiseabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieser neuen Qual überhoben und suchte durch diesen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiste anzugeben, worin die Leiche verborgen sei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren; es sei eine bewährte Regel, daß das Meer sich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit sich führe, zum Opfer gebracht

worden. Ich suchte ihn zu beruhigen, war aber dabei so unvorsichtig, ihm das Lächerliche seines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für diese Belehrung fast niedergestochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt lassen und setzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannschaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch schnell den Sarg mit Ballast beschwert hatten, damit er sogleich untersinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen sah ich, wie die hochaufbrausenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute schlossen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit versenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur Einer stand regungslos da inmitten dieses Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den gespannten Hahn einer Pistole in der einen Hand, mit der andern sich aus aller Kraft an ein Tauseil anklammernd, stand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?“ sagte er, „seht Ihr das Meer da? Das ist ein großes Taufbecken, da sollen wir nun auch noch nach griechischem Ritus getauft werden; mich aber sollen sie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, sie, denen die Elemente selbst sklavisch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Mast), so brennt diese Kugel in meinem Herzen, ich will nicht“ — In diesem Augenblicke krachte der Mast, ein Schuß knallte und Henrico stürzte kopf-

über aus dem Schiff. Ich war selbst wie zerschmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer sein eigenes Leben und was er von der Welt gesehen, was wichtig und was nichtig ist, erkennen will, der lernt es am besten, wenn er mit Allem was er ist und hat, draußen auf dem endlosen Meere ist. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je sonst. Es war mir wie jenes vierzigjährige Wandern unserer Vorväter durch die Wüste: nicht das alte Geschlecht sollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir selbst starb es aus — ein neuer Mensch sah endlich das Land der Freiheit vor sich.

Wir landeten in Antwerpen. Erst über tiefe Trauer hinweg sollte ich unsere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Gesetz vorschreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewissensbisse, seinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdische Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten Beide schwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns Beide das Judenthum in der gemeinsamen Ausübung einer freien Genossenschaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel doch noch von Angewöhnung in uns war, und mir besonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit, ein Leben von tausend religiösen Observanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld

verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß sein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Gesetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch, unsere Kinder, im Frieden unseres Glaubens erwachsen zu sehen. Seid dessen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das ist die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe, geschrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter weglegte, seine Stirne war heiß als er sie mit der Hand stützte.

Welch ein Wirrsal ist das Leben der Menschheit, das sich in Stammes- und Glaubensgenossenschaften abscheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere und dünkt sich allein weise und gottgefällig, und die Tempel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole kundgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben ...

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher als die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen zu sprechen über das offenbare ungeschriebene Gesetz, dessen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- und Glaubenssonderung und Liebe zur Menschheit deuten. Hat nicht schon Maimonides gelehrt: die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Israels, er war der Sohn der Menschheit. Nicht nur seine Abstammung trieb ihn darauf hin, sich als solchen zu erkennen — wenn gleich dieß die erste Veranlassung war — der Geist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und frei in wonniger Schwebe.

Erst als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte sich besinnen, wer und wo er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte seine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes fest und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauses zu der erlangten rabbinischen Würde Glück wünschten, nur zerstreut und halb. Die Leute hielten ihn für stolz.

Diese Voraussetzung wurde theilweise zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienste seinen mit Blech beschlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Gesetzeskrone“ einschlug.

Wie freudig und behend war er sonst diesen Weg gegangen, und jetzt schaute er wie verworren drein und strauchelte fast bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemischte Empfindung beherrschte seine Seele; er sollte nun fort und fort diesen Weg gehen, sollte allzeit dieselben Bücher abermals studiren und was konnten sie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbinische Würde, das Höchste in diesem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfsinn bis zum Aberwitz üben sollte. Er war zu Hause in Allem was sich hier kund gab, wozu sollte das ewige Einerlei? Noch schmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieselbe eintrat und sich geberdete als ob nichts geschehen wäre?

Die jüdische Volksgenossenschaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles Andere nur äußere Schale. Da sind Häuser gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinsamte Gemeinde; da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo ist die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen — und ihm öffnete sich jetzt nur die Thüre zur Schule „Gesetzeskrone." Er wollte sich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden sollte, weil sie ihm jetzt als eine andere erschien. Warum sollte es nicht möglich sein, zum bewußten Dasein erwacht, auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Gleisen fort.

Die Wunden der ersten Jugend heilen leicht, die Zweifel beschwichtigen sich schnell, sei es im Vergessen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weise dem nächsten Interesse hingegeben und alles andere schien verschwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu seiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler saßen nach Alter und Kenntnissen geordnet an dem langen Tische „zu den Füßen des Rabbi." Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abschnitt bis zum Ende laut vorzulesen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduschin Folio 22. Baruch las: „Geschrieben steht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehest

zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenschaft führest, und du siehst unter den Gefangenen ein Weib von schöner Gestalt und du hast Lust zu ihr und nimmst sie dir zu Frau... Diese Indulgenz ist deßwegen gestattet, weil sich die Israeliten doch nicht hätten davon abhalten lassen und es besser ist, sie thun etwas das erlaubt ist, als daß sie etwas thäten was nicht erlaubt ist." Kaum hatte Baruch einige Minuten gelesen als sich ein heftiger Streit zwischen ihm und Chisdai entspann. Der große Scholiast Rabbi Samuel Edels hatte zu dieser Ausführung ein Problem aufgestellt und es mit den Worten geschlossen: „hiefür läßt sich eine Auflösung finden." — Chisdai glaubte solche gefunden zu haben, aber einer der jüngsten Schüler, der unten am Tische saß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun sprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch stand auf und schlug sich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete sich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte seine auseinander gespreizten Finger empor, daß sie dastanden wie eine Pallisade von Ausrufungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironischer Verwunderung schüttelte er sein gelehrtes Haupt über die schwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch setzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf seinen Gegner los, er packte ihn an seinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen, er schlug auf den Tisch, wendete sich behende nach allen

Seiten an Diesen und Jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch seine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er sich nicht retten konnte. Chisdai setzte sich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es sonderbar," sagte er dann, „daß man hier etwas gestattet, weil man es sonst doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben so gut anwenden."

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —" sagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud sagt: fast unmittelbar auf diese Verse folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus solcher Ehe nur Gottlose hervorgehen."

Baruch antwortete nichts. „Bleibt nun als Resultat," fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde ist?"

„Du siehst es ja," antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges."

„Kann aber Gott ein Gesetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?"

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Gesetze, die bloß für Palästina gegeben sind. Bleib nur bei dem Worte, hier ist allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede."

„Verzeiht," erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach diesem Verse steht: wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen,

galt doch für Krieg und Frieden, für Palästina und die anderen Länder, warum gilt sie jetzt nicht mehr?"

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerschon „das Licht des Exils" auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet."

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten ist, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?"

„Ich glaube gar," antwortete der Rabbi, „du meinst, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht so gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinandersetzen, du bist nicht allein da; wenn du vorwitzige Fragen stellst, kann ich die Anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter."

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorlesung geschah in einem Tone, den man seines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend singende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe sich eben so wenig auf Regeln der Deklamation oder Musik zurückführen, als aus dem babylonischen Sprachgemengsel des Thalmuds eine Grammatik abstrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte sich aus den vielen kunstreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen u. s. w. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geistesrührigkeit, die sich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewisse geregelte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau

und forderte dann, je nachdem er deren Lösung schwierig oder leicht fand, Diesen oder Jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächst saß, winkte den jüngeren, die die ersten Ansätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablassender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der im Bewußtsein bald Größeres auszuführen, einem Untergeordneten, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pause eintrat, führte er zwei sich offenbar bekämpfende Ansichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Ansicht eine widersprechende aus dem Tractat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler List auf den Wahlplatz brachte. Alles schwieg.

„Nun Baruch, was sagst du dazu?“ fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte sich in ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was sagst du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er rasch.

Ein schallendes Gelächter, das Chisdai zuerst begann, bewegte sich von dem einen Ende des Tisches bis zu dem andern.

„Wo sind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi besänftigend, „nicht nur seinen Worten, auch seinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten,

Argumenten und Schlüssen hervor, mit welchen er die unwiderleglich scheinende Frage auf's Glänzendste ausglich. Baruch suchte seine abschweifenden Gedanken mit aller Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emsigkeit sprach er die Texteswerte vor sich hin, es fruchtete nichts; sein Geist schwebte über den Worten unaufhaltsam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schicksal seiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Gesetzes richtete sich in ihm auf, er glaubte ihn in seinem Entstehen bewältigt zu haben, indem er sich überredete, daß sein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntnisse habe, um auf solche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in seiner Erinnerung fast erloschen war, tauchte in frischer Lebensgestalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er seine Mitschüler die großen Folianten zuschlagen und den Rabbi mit einem schweren Seufzer aufstehen hörte.

Zu Hause setzte er sich mißmuthig und mit Widerwillen gegen Alles schweigend zu Tische. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam schaute ihn fragend an. Man sprach von der so eben erfolgten Abreise des Rodrigo Casseres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zusammenlebens beider Familien.

„Was ist denn heute mit dir, Baruch?" fragte der Vater, nachdem gespeist worden war. „Du hast doch sonst immer daran gedacht, daß „die Väter" sagen:

wenn drei an einem Tische essen und nicht vom göttlichen Worte sprechen, ist es als ob sie von einem Todtenmahl genössen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tischgebete einen Abschnitt aus der Mischnah zu lesen?"

Baruch stand auf, holte den saubern Quartband und sprach einige Paragraphen vor sich hin. Heute zum erstenmale fand er es lästig, daß man, den Bissen noch fast zwischen den Zähnen, abermals die alten Gesetze wiederkauen müsse.

„Ich war auch heute schon für dich bedacht," sagte der Vater, „ich habe einen Lateinlehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen."

Schneller als sonst las Baruch die vorgeschriebene Zahl der Abschnitte; um jedoch durch deren schnelle Beendigung seinem Vater nicht zu verrathen, wie sehr der angeregte Gegenstand ihn erfaßte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten seine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden seines Vaters bei, denn er wollte sich's noch immer nicht gestehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabsehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er schlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf seinen Vater, der ihm befahl, das lange ebräische Tischgebet laut zu sprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht seit seiner ersten Kindheit dieses Gebet täglich mehrmals verrichtet, er hätte jetzt oft gestockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte

und um Wiederaufbauung Jerusalems bat, schweifte sein Geist zu den Göttern nach Rom und Athen und freute sich der geistigen Nahrung, die ihm von Aristoteles und den römischen Historikern geboten werden sollte.

Nach dem Amen stand der Vater auf, zündete sich eine Cigarre an und sprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, so gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungern in den sauren Apfel gebissen, aber das machte sich Alles so von selbst, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Casseres hinaus an die Amstel, wo er mit der Trekschuit (Ziehschiff) nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unser lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner gestrigen rabbinischen Erhöhung; laß dich nur nicht stolz machen von solchen Reden."

„Gewiß nicht," antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war seine sabbathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das ist die Hauptsache," fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Versprechen ein, und Silva sagte, er könne mir einen Lateinlehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden sei."

Baruch und sein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte schon lange auf euch," sagte dieser, „und Magister Nigritius hat mich gewiß schon heute Morgen erwartet." Das Lob, das Baruch nun

persönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in seinem Innern wie durch den in der heutigen Schule sich dessen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchstäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müsse? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches.

Ist aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will sich dann dagegen stemmen?

„Ich habe stets einen Widerwillen gehabt,“ sprach der Vater, während die Drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Christen lernen zu lassen. Ich habe einst den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht sei, wer seinen Sohn die griechische Wissenschaft lernen läßt. Dem Akosta hat nichts Anderes den Kopf verrückt; hätt' er sein Lebtag weder Latein noch Griechisch gesehen, ich möchte darauf schwören, er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück.“

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin,“ sagte der Arzt. „Ihr seid ein geschickter Kaufmann, wißt wie und wann man Rosenholz und Zimmt, die Ihr durch die ostindische Compagnie bezieht, am besten absetzt; aber von diesen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren lassen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen seid, die ihre Jugend ganz vergessen und die polnische Verfinsterung bei uns einführen möchten. Das Ansehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob sich der Blick des Doktors bis zum Stolze),

verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wissenschaften auch ein Wort mitsprechen können. Ein anderes ist wegen des Lernens bei einem Christen; Euer Baruch ist aber so heimisch in der Bibel und im Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Messiasthum Jesu aufgestellt, leicht zehn Gegenbeweise findet; auch sind die frommen Christen gewöhnlich die, die Jeden gern in seinem Glauben lassen; weit mehr sind die Freigeister unter den Christen zu fürchten, die könnten unsere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der ist der eigentliche Verführer. Die wahre Wissenschaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieses Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er seine, für einen Arzt in der That seltenen theologischen und philosophischen Kenntnisse gern, sondern er wollte auch hierdurch den barschen Anfang seiner Rede vergessen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magister Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräusch die fünf Treppen voraufstieg, gab er seinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt besuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten versehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thür: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Gesichte und einem gleichfarbigen dintenkleckſigen Schlafrocke sprang ihm entgegen und stolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „Heureka carissime amice!" [1] rief der

[1] Ich hab's gefunden, werther Freund.

Magister, „Marsi und nicht Mauri darf man lesen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Augusts vom Kriegsgott ableiten und sagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem. [1]

Nun aber sind die Mauren weder kriegerisch noch tapfer. Hier ist eine Stelle im Hirtius über den afrikanischen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitausend maurische Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja stets Feinde, und der erlegte Feind, über den sich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeschickt und unpatriotisch! Darum lese ich Marsi und die Marsischen Fußgänger waren die tapfersten unter den italischen Stämmen, wie mehrere Belegstellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja sogar zwei Stellen aus Horaz selber beweisen. Seht, mit dieser einzigen Conjectur will ich dem Prahlhans Kaspar Barläus sein groß Maul stopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben soll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen solchen Fund zu schätzen weiß. Schon seit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinsten Römer so lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor."

[1] Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des maurischen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Der Magister legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, sanft auf den Boden. Erst jetzt berücksichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken schien. Baruch stand starr dreinblickend da während der langen Darlegung des Magisters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte sich heute die ganze Welt verschworen, ihn auf allen Schritten an die maurische Abstammung seiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?" fragte der Magister ärgerlich. Der Arzt beschwichtigte ihn und sagte, sie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier," sagte der Magister zu dem Vater, und rückte ihm seinen mit braunem Leder überzogenen Lehnsessel zurecht, „Ihr, junger Mann, setzt Euch zu mir auf's Bett."

„Seid Ihr mit der Medicin zur Neige und wie geht's mit dem Husten?" fragte der Arzt.

„Optime. Diese Nacht mußte ich noch lange im Bette husten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöscht hatte, schwebten mir die Buchstaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi lesen muß, ich schreie vor Freude laut auf; in meiner Angst, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, springe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt gesucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; seht, dort steht's noch auf dem Boden, beim Mondschein habe ich es mit Kreide dort hingeschrieben, bin dann ruhig eingeschlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, ist der Husten wie weggeblasen."

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben,“ sagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klause verlassen, sonst stehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Brusthusten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjectur ihn wegschwitzen wird.“ Der Magister lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt seinen Wunsch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clausel, daß Silva es verantworten müsse, wenn er zu ungeschickt dazu sei.

„Wie alt ist man?“ fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr.“

„Und man kann noch nicht decliniren?“

„Nein.“

„Hm, hm,“ brummte der Magister, „Ars longa vita brevis, sagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo Grotius schon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunst in's Lateinische übersetzt, die Phänomene des Aratus so ergänzt, daß man nicht wußte, wer schöner Latein schrieb, Cicero oder er; ich selbst, ut ad minora redeam, habe, da ich so alt war, schon ein Carmen gemacht, selbst Virgil hätte mir keinen Germanismus, nicht eine falsche Cäsur nachweisen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen sehen; diligentia est mater studiorum, d. h. man muß fleißig sein.“ Baruch versprach's und der Magister fuhr fort: „Man kann täglich um diese Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich schlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe sie alle.“

Nachdem der Arzt nochmals seine Glückwünsche über

die Conjectur wiederholt, verließ er mit Baruch und dessen Vater den Magister.

„Ihr wißt, ich lasse meine Kinder Alles lernen, daran spare ich nie; aber ich mache mich nicht größer, als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wissen, was der Magister fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Proceß gewinne, kann ich schon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder.“ So sprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was ist da zu lachen?“ fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magister als Kaufmann anseht; und wenn er morgen nichts zu essen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn ansprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk ansieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, so geht es ihm mit Griechisch und Latein. So menschenscheu er auch ist, hat er doch alle Menschen ohne Unterschied von Herzen gern, und so schüchtern er aussieht, wenn Leute bei ihm sind, so muthig ja übermüthig ist er gegen sie, wenn er die Feder in der Hand und seine allzeit schlagfertigen Bundesgenossen, seine Bücher, zur Seite hat. Durch sein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisstellen ausheben. Dieser Nigritius ist ein ganz merkwürdiger Mensch.“

„Es ist doch ein trauriges Leben so ganz allein, keine Menschenseele um sich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht so leben,“ sagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," versetzte der Arzt. „Da siehst du, das ist auch wieder ein verborgener, aber unberechenbarer Vorzug unserer Religion: es ist gar nicht möglich, daß solche Einsiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn sich nicht Einer losgesagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen ist, und was auch nicht stattfinden darf, wie will's Einer machen, daß er so allein lebt? Dreimal täglich in einer Versammlung von wenigstens zehn Glaubensgenossen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu besuchen, das sind lauter Vorschriften, die ein einsiedlerisches Abschließen unmöglich machen. Auch solche eigentlich pedantische Naturen mit ihrer minutiösen Haarspalterei und kleinlichen sogenannten Ordnungsliebe, wie man sie hier zu Lande so häufig findet, triffst du unter den Juden nicht, das kommt vom südlichen raschen Blut." — Der theologisirende Arzt hätte diese eben erst gefundene Idee noch gern näher ausgeführt, aber die Neugier des Vaters unterbrach ihn mit der Frage:

„Woher ist der Magister und wovon lebt er?"

„Er ist aus Heidelberg, einer deutschen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, seinen Namen latinisirt. Er spricht nicht gern von seinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einst von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege seine Vaterstadt von den Kaiserlichen geplündert und eingeäschert wurde. Er war so glücklich, die ihm gehörigen Manuscripte aus der nach Rom gebrachten Universitäts-

bibliothek zu retten; er flüchtete damit, stand aber jetzt verlassen da. Nicht zweimal in seinem Leben war er über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er schloß sich einer Gesellschaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun seit sechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm seine Manuscripte, die er mit sehr reichen Glossen versehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem besorgte er für seinen Landsmann Gerhard Vossius und für andere die Correcturen; die besten Emendationen in den alten Classikern sind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag studiren so viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er ist doch jetzt schon tief in den Sechzigen, aber er ist noch so unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Sestertien Crassus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und sie zählen soll, weiß er sich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es ist gut, daß er so brave Hausleute hat; der Klaas Ufmsand und seine Frau die gute Gertrui, die sorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch gesagt sein, Baruch, damit du dich nie über ihn lustig machst, wenn er etwas linkisch ist; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh drischt, ist er doch so grundgelehrt und du kannst so viel bei ihm lernen, daß du ihm stets mit Ehrerbietung begegnen mußt."

„Ja, ja," sagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernst, ist's aus damit."

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magister. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu sei, um ihn in die gepriesenen Tempel klassischer Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung seines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn so sehr nach dem nährsamen Kerne gelüstete. Nicht einmal jene Geistesgymnastik des Thalmudstudiums ward ihm bei diesen inhaltslosen Formen, die blos dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geist, der sich schon an den höchsten Fragen des Denkens versucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längst hinaus, und nur was er in sich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer suchte Baruchs Ungeduld stets mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Classicismus umherwandeln könne." Baruch lernte allmälig die fremde Weise, die sich in seinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheifern. Gerade dieser stetige, oft mit peinlicher Aengstlichkeit bemessene Fortgang, der sich keine Beschleunigung, noch viel weniger ein Abspringen erlaubt, gerade diese spröde Disciplin muthete ihn schließlich an gegenüber dem funkensprühenden Absplittern in der Thalmudschule. Er zwang sich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer

empfand diese Hingebung und gewann seinen Schüler stets lieber, denn er freute sich täglich mehr, ein theilnehmendes Wesen um sich zu sehen. Er versprach seinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einst sterbe, seinen Cicero „über das höchste Gut und das höchste Uebel,“ den er mit reichen Randbemerkungen versehen habe, als Erbstück hinterlassen. — Eines Tages, als Baruch zu seinem Lehrer kam, empfing ihn dieser mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der schwierigsten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe; die Scholiasten und die späteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das sei natürlich bequemer, aber es sei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die schwierige Lesart, weil sie schwieriger sei und nicht so leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und ursprüngliche anzusehen.

„Das ist sonderbar,“ sagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerstenfeld gehe und einige Garben dort liegen sehe, sagen müßte: ei, das sind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerstengarben zu vermuthen das ist ja keine Kunst.“

Magister Nigritius stutzte; dieses Uebertragen thalmudistischer Sophistik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abschreiber eine schwierige, nicht leicht verständliche Lesart wohl gern in eine leichtere verwandelten, es sei daher Pflicht, wenn in der schwierigeren Lesart ein Sinn zu finden sei, diese vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieser

Deutung, der Scharfsinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er seinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die sich ihm erschließen sollte, unbefriedigt.

Die gesteigerte Brustkrankheit des Magisters, und die zwischen ihm und Baruch herrschende geheime Unlust machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieselbe Zeit begann Rabbi Saul mit seinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Lösung der dort gegebenen geometrischen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollständigen Cursus der Mathematik nach der ebräischen Uebersetzung des Euklid vor. Der unruhige Geist Baruchs fand hierin genugsame Beschäftigung; auch gab er sich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm seine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Lust an diesem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit wahrem Heißhunger nach vollerer Sättigung seiner Wißbegierde. Er sprach sich gegen Niemand aus und theilte Niemand etwas davon mit. Denn das liegt ja im Wesen des jugendlich wachsenden Menschen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge seiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und so die Lebenselemente steigert und zu festen Formgebilden zeitigt. In schlummerähnlicher Stille erwuchs der Geist des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraschung.

7. Der Friedenstraktat.

Der rechtschaffene Mynheer Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewissenhafter Frakturschrift in sein Hauptbuch ein und schrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käse, Zucker und Thee er heute abgesendet. Der Thee Nachmittags war köstlich und Mynheer de Vries sagte seiner Frau Eheliebsten, daß er von dieser Sorte noch $7\frac{1}{2}$ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geschrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sei und die ostindische Compagnie lasse diese Schrift auf ihre Kosten drucken und verbreiten. Hierauf schlief er sanft ein und lächelte im Traume wie ein Kind, und doch ahnte er nichts von der zarten Ueberraschung, die ihm Mevrouw de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichsten Sorte und der verschiedensten Größe und Gattung, die sie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute sie eine Pyramide auf dem Schreibpulte, dem Schlafenden gerade gegenüber, und als der Glückliche erwachte, traf sein erster Blick das sinnreiche Gebäude. Er drückte seine dicke Ehehälfte an sein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor.

Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raschem Trab und mit schmetternden Trompeten durch die Straßen Amsterdams unaufhaltsam dem Rathhause zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberschiffchen hing am Webstuhl, der Handelsbeflissene spritzte seine Feder aus, der Wechsler rückte sich die Brille auf der Nase zurecht, verschloß seine schwarze Kiste schnell und zog noch zweimal am Hängschlosse, um gewiß zu sein, daß es auch recht schließe; unser Mynheer de Vries legte bedächtiglich das Löschpapier auf das so eben beschriebene Blatt, schlug das Hauptbuch zu und verschloß es in das Pult; dann brachte ihm Mevrouw Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, hast du mir's nicht angesehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß etwas Wichtiges in der Welt vorgehen muß,“ so sprach Mynheer de Vries und er nahm seinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhause, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht so ruhig ging es in den Häusern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung setzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die stattliche Person des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht passen und der gestrenge Rathsherr schalt über die Unordnung der Hausfrau und suchte noch auf dem Wege Alles so gut als möglich seiner Würde gemäß zurecht zu legen. Er

bedurfte seines ganzen Ansehens, um durch die Menge die sich dort versammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauses zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigen nackten Arme übereinandergeschlagen, Contoristen, die Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Lastträger, die ihre Last neben sich gelegt und sich darauf gesetzt hatten, Soldaten, Müssiggänger, Weiber und Kinder, Alles stand bunt durcheinander und theilte seine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflastertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämmsern der Herolde: die säßen wie angegossen und seien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande sei die Kultur noch weit zurück, kein Amsterdamer Schneider verstünde einem Wamms solch einen genialen Schnitt zu geben. Ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldstickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte seinem Kameraden, das seien solche Utrechter Bänder, wovon sie viel auf dem Lager hätten und die sie mit fünf und zwanzig Procent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauses hatte sich eine lange hagere Gestalt aufgepflanzt, die Beine nachläßig übereinander geschlagen, ein Liedchen vor sich hinpfeifend.

„Gut daß du da bist, Flyns," riefen mehrere Lastträger, „du kannst uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen sind, im Schnabel stecken haben; du hast doch heut schon mehr

als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wissen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapst, oder giebt's sonst was? Ei der Teufel, du machst ja ein Gesicht wie ein Mynheer draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff versoffen ist." So riefen Alle durcheinander, und der Bartkünstler wollte sich aufmachen, um mit stolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, so geht's nicht," riefen Alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer Alles so gut und noch besser als der Großpensionarius selber, da kannst du uns gut Alles vorschwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal sagt: du lügst, dem wollen wir sein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll." Ihre geballten Fäuste zeigten, daß sie wirklich gesonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und suchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen," sagte Einer, „der Bartkratzer hat uns Alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird."

„Ha, ha!" lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!"

„Ich warte nur," sagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsseelen meint, man wird euch brüh-

warm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler streichen? Ja, prosit die Mahlzeit, das sind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich selbst verachten, daß ich mich mit euch so gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut ist und das Ansehen seines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich gesehen."

„Nein, nein, so war's nicht gemeint, du darfst nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich sagt, so wollen wir ihm seine Schnauze verklopfen, daß sie aufschwillt wie ein Wollsack, dem man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gefeierte nahm wieder seine frühere vornehm nachlässige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich gesagt hab', als wir gestern Abend beim Nachhausegehen weit gegen Osten feurige Kriegsschaaren am Himmel fechten sahen? Nun werdet ihr bald sehen, was darauf erfolgt. Mir ist die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Gesicht wie die Katz wenn's donnert; der ist immer zäh und ist nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erst recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem sind wir längst fertig, der kann nicht mehr mucksen; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor

Staunen, man wird mit Menschenköpfen ein ganzes Land pflastern können. Der Türk', hab' ich's nicht schon lang gesagt, der ruht nicht, der möcht' Oestreich gern eine Schlappe beibringen? Aber seht einmal an, dort hat sich der pausbackige Seilerobermeister Neuwerz auf ein Faß gestellt und plappert den Maulaffen, die umher stehen, wieder was vor; es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; seitdem der Seilergeselle Michel Ruyter ein tapferer Seeheld geworden, glaubt Jeder, der aus Werg ein Tauseil zusammentroddeln kann, in ihm steck' auch so etwas von einem Admiral; jeder Lehrbursch, der am Haspel dreht, meint, die hundert Kriegsschiffe und die hundert Kauffahrteischiffe, die wir täglich können in See gehen lassen, verdanken wir ihm allein, und so ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, gackst auch schon von Freiheit und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel sein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung wieder was; mein Vater war erster Kammerdiener" —

„Ei, wärmst du wieder die alte Geschichte auf? Die haben wir schon hundertmal gehört und haben dir immer gesagt, wir wollen nichts wissen von einer Herrschaft der Oranien; Statthalter mögen sie sein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrschaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu essen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So sprach Maessen Blutzaufer, der das Wort für seine Kameraden führte, und ehe sich's der Bartkünstler versah, war er von seiner Zuhörerschaft verlassen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!“ rief Einer aus der Menge, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, riefen alle Versammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!“ daß von dem mächtigen Rufe die Scheiben an den Häusern klirrten. Als wieder Stille eingetreten war, drängte sich Alles um den sprechenden Seilerobermeister.

„Brüder!“ rief er, „Gehorsam ist die erste Pflicht des braven Bürgers, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, sondern die wir aus unserer Mitte wählen. Ich habe Viele von Euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während sie droben bei verschlossenen Thüren die Staatsgeheimnisse, die uns Alle, Einen so gut wie den Andern angehen, für sich behalten. Ihr Alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit so gut als Einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen besten Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden ist oder werden will; ich hasse das Herrengeschmeiß, das besser sein möchte als wir, wie ich den Gottseibeiuns hasse. Drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu sein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für besser erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszuposaunen. Gesteht selbst, können nicht auch Verräther unter uns sein?“

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!“ brauste der begeisterte Ruf der ganzen Menge auf.

„Drum Brüder," fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Wasser oder zu Land, wir haben das Heft in Handen und wollen's uns nicht entwinden lassen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können sie auch schirmen." —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalstaaten!" unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauses erschien der alte Drost Hooft und mit ihm die Rathsherren, so viele der Balkon fassen konnte. Andächtige Stille herrschte als der Drost gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Gestern endlich ist den dreißigjährigen Kriegesschrecken und den siebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel gesetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten sind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beschworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unserer Republik anerkannt. Es ist das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geschenkt hat, wir haben sie uns errungen mit Hülfe Gottes und unserer guten Sache. Unsere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, das Recht, die Schelde nach unserm Gutdünken zu schließen, und noch andere Vortheile sind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er ist's, der die Menschen bestimmte, endlich

das Schwert in der Scheide ruhen zu lassen, daß Friede sei zwischen Christ und Christ; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, schirmet die Freiheit."

„Hoch lebe die Freiheit!" ertönte unaufhörlich der Ruf der sich zerstreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotschaft in alle Lüfte verkünden sollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtsein einer glücklich errungenen und froh empfundenen Freiheit emporsprossen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede sei, wie der lange von einer Last Gedrückte noch immer ihre Schwere auf sich ruhen glaubt, auch wenn er längst davon befreit ist.

Die Frommgläubigen waren die ersten, die sich dem neuen Stand der Dinge mit Zuversicht hingaben, denn sie hatten's ja deutlich gefunden in den Weissagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieses Jahr, dessen Zahlen getheilt und zusammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, sein werde ein Jahr des Friedens und der Gottseligkeit, und sie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgesinde und sprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tausendjährige Reich, das Reich des Herrn ist gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in seiner Pracht." Die aber

nicht so gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die sieben Siegel und die Unterschriften der europäischen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynheer de Vries nach Hause ging, sagte er zu seinem Sohne Simon: „Hast du recht Acht gegeben? So etwas wirst du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren," und ein Fernstehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynheer de Vries seinem Sohne bei dieser Gelegenheit das höchste Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit so bedachtsamer Ruhe und so ohne irgend eine äußere Erregung, daß sich darin jene unverwüstliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die selbst wo die Leidenschaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern festhielt. Zu Hause sank Mynheer Dodimus freudetrunken an die Brust seiner Eheliebsten. „Siehst du, Täubchen," sagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachsen, und mein Thee ist um ein Drittel im Preis gestiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden sich nun gütlich daran thun." Still und ruhig setzte er sich an den Tisch und suchte die außerordentliche Gemüthsbewegung, die ihn heute überrascht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über sein regelmäßiges Quantum trank, bei Tische kein Wort sprach, und noch ehe der Thee kam, sanft einschlief.

Es ist gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel" ist. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten

gewiß aus seinem Schlummer geweckt. Dort saß der ganze Troß von Lastträgern und that sich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten sie bis zum Ende gesungen, und Maessen Blutzaufer hatte so eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angestimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzschelm, der falsche Prophet, steiniget ihn, kreuziget ihn, ersäuft ihn!“ so riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum hast du uns heute Morgen so angelogen?“ rief Einer. Flyns stand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umsonst erster Kammerdiener des Prinzen Moriz von Nassau gewesen, er hatte diplomatisches Geschick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Zechbrüder austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr versteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen lassen.“

„Aber das ist niederträchtig und hundsföttisch von dir,“ rief der Kleine. „Kusch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellst du noch ein einzigesmal, so zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe sie als Rattengift.“

„Still, still, keine Händel, es muß überall Friede sein, reicht euch die Hände,“ so riefen Alle und Flyns setzte sich zu seinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir sitzen,“ sagte Maessen Blutzaufer; „zehn Pferd' sollen mich nicht vom Platz bringen. Und wenn der Kaiser von Japan käme, angethan wie der drinnen im Ostindienhaus, und thät'

sagen: da trag' mir das Goldkistchen zwei Häuser weit, du kriegst tausend Stüber von mir; ich thät' sagen: Kaiser! thu mir Bescheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, setz' dich her zu uns, wir sind auch Kaiser, grad so gut als du. Und wenn der Großpensionarius selber schickt, so darfst du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es soll keinem Bart heut mehr was zu leid geschehen, auch die Bärte sollen Friede haben."

„Ihr freut euch jetzt Alle mit dem Frieden," sagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat! Es lebe der ewige Friede!" so riefen Alle und leerten dann ihre Gläser bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des lustigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weise Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke sitzen konnte. Das war ein schmackhafter Köder, und Jeder hatte seine eigenen Phantasien, wie er sich ihn herrichtete. Nur Maessen Blutzaufer wollte nichts davon wissen und behauptete: es sei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche.

Die lustige Gesellschaft zechte bis spät in die Nacht und taumelte dann unter Gesang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und

Tavernen wie im traulichen Kreise der Familien, denn Friede war über der ganzen Christenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entschwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdischer Mächte mehr zugesichert werden konnte, denn der himmlische Bund, das Gesetz Mosis, lag vor ihr zerrissen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Gesetzeskrone" saß Baruch Spinoza einsam, und vor ihm aufgeschlagen war Ebn Esra's Commentar über die fünf Bücher Moses, dessen Studium ihm sein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthselung ihn lange beschäftigte. Bei der Geschichte vom „Haderwasser," (4. B. M. 20.) das aus einem Felsen hervorbeschworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig scheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wisse, daß wenn der Theil das All kennt, er dasselbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann." Die Schriftstelle 4. B. M. 18.: „Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn" hatte er erklärt: „Das Geschöpf kann das Werk des Schöpfers oder sein Gesetz nicht ändern; das Mysterium ist: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, sondern nur das Gesetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieses Mysterium nicht weiter enthüllen, denn es ist tief; allerdings hat die Eselin gesprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen hast, wirst du auch hier die Wahrheit einsehen." Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verstehest das Geheimniß der zwölf ꝛc."

verstand Baruch leichter. Ein verwandter Geist zog ihn hier an, er erkannte dessen Behutsamkeit und geflissentliche Verschleierung und kühn und frei stellte sich ihm das Ergebniß, daß die selbständige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderseitigen Zwang versöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeseelten Männern geschrieben war, die Glorie war verschwunden, das Ganze war Menschenwerk — wie konnten sonst spätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklecksen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer sie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf diese Frage heischen und wer kann sie geben? Wer? — Baruch las die Commentarstelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten schließt: „Und wer hier das Mysterium eingesehen hat, der schweige." „Ja, ich will schweigen," sagte Baruch zu sich. Zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Esra's, daß es nur Eine Substanz gebe und diese sei Gott, und Gott sei die erste Kategorie von den zehn Kategorien des Aristoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem schwerverständlichen Verse Hiob 23, 13. „Er (Gott) ist im Einen, wer kann ihm entgegnen?" Das Wörtchen „im," erklärt Ebn Esra, scheint hier überflüssig, ist es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß."

Was sollen diese räthselhaften Hinweise? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und

suchen, wenn diese nicht mehr ist, als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweise eines Menschen?

Baruch schlug schnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte sich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Astruk und Ephraim Cardoso traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die stets feuchte, krebsrothe Hand und schielte dabei in das Buch, um zu sehen, was er treibe. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; seine langen schwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er stets zusammen, so daß sich die Haare borstenartig emporsträubten; die nicht unschöne gewölbte Stirne war fast ganz von den unordentlich herabhängenden kohlschwarzen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläser nicht erkennbar. Diese Brille hatte ihre besondere Bedeutung, denn die jüdischen, wie die christlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derselben als unstatthafte Neuerungssucht. Welchen Grund die christlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben; die jüdischen hatten wahrscheinlich keinen andern als: weil Josua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau gesehen hatten. Während sich nun Chisdai bei den Orthodoxen stets mit seiner Kurzsichtigkeit entschuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieser Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amsterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angesehen zu werden. In der Hitze des Gesprächs war er stets bemüht, dieses

bedeutsame Instrument in seiner rechten Stelle zu erhalten, denn seine Nase schien in der That nicht für dieses occidentalische Kunsterzeugniß geschaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo sich die Nase bis zur Spitze schnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte stets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudisten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, so lange die heilige Stadt Jerusalem verwüstet liegt, damit erfüllt werde, was geschrieben steht (Ps. 126, 1. 2.): „— Wenn der Herr die Gefangenen Zions zurückführt, dann erfüllt Lachen unsern Mund." Einen sonderbaren Contrast in dem durch beständige Grimassen verzerrten Gesichte Chisdai's bildete das schöngeformte runde Kinn, dessen lange Haare sich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ sich den Bart nie scheeren. Außer an den gewöhnlichen Fasttagen fastete er noch jeden Montag und Donnerstag, und tauchte sich jeden Freitag Mittag neunmal in frischem Quellwasser unter, was jedoch die Unsauberkeit seiner Erscheinung nicht beeinträchtigte. Wo er ging oder stand, summte er unaufhörlich einen Abschnitt aus der Mischnah oder eine Synagogenmelodie vor sich hin, und wenn er saß, bewegte er seine übereinandergeschlagenen Beine wie in gichtischem Zucken. — Als Chisdai sich gesetzt hatte, sagte er zu Baruch:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du sollst Schiedsrichter sein zwischen mir und Ephraim, aber versprich, daß du nicht wie sonst halbe Antworten geben und verschlossen sein willst; ich weiß auch gar nicht, was du dabei hast. Sind wir nicht Brüder?"

„Was verschließe ich denn?“ fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, sparen wir's auf ein andermal. Damit du ganz unparteiisch bist, will ich dir nicht sagen, wer von uns dieser oder jener Ansicht ist. Also frei heraus: glaubst du an das Dasein von Engeln?“

„Das ist wieder eine sonderbare Frage,“ antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders,“ fuhr jener fort, „müssen wir an das Dasein von Engeln glauben?“

„Das ist dieselbe Frage; aber sind wir nicht Juden? Müssen wir nicht Alles glauben, was hier steht in der Bibel und in der schönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?“

„Was steht denn aber in der Bibel von den Engeln?“

„Das weißt du so gut als ich,“ antwortete Baruch.

„Was ist denn aber nach der Bibel das Wesen der Engel? Sind sie körperlich oder unkörperlich?“

„Da hast du eine Musterkarte von Ansichten,“ antwortete Baruch, „und kannst nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Isaak, Abimelech und Jakob sind Engel erschienen; der erste hat ihnen ein frischgeschlachtetes Kalb und frischen Kuchen vorgesetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geschlachteten Thiere nicht essen. Hast du da nicht Engel genug? Verlangst du noch körperlichere, geh weiter: Bileam ist ein Engel erschienen und die Eselin hat ihn zuerst gesehen, Josua

erschien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simsons Mutter ist zweimal ein Engel erschienen, worauf sie das gottlose Riesenkind gebar. Samuel, David, überall erschienen Engel. Willst du einen ganzen Hofstaat von Engeln? Gleich im ersten Kapitel des Hesekiel ist große Parade. Ich hörte einmal den verstorbenen Akosta sagen, die Hofengel seien weit glücklicher gewesen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn sie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beste ist, auch vier Gesichter gehabt: ein Menschen-, ein Löwen-, ein Ochsen- und ein Adlergesicht, und wo sie hingingen, gingen sie grad aus, wenn sie einem beliebigen Gesichte folgten. Willst du unkörperliche Engel? Es steht ja auch geschrieben (Ps. 104, 4.): Er macht die Winde zu seinen Engeln."

„Glaubst du auch nicht an böse Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubst du, und wieder glaubst du! Was steht geschrieben, mußt du fragen, und so viel ich von unserer Bibel weiß, steht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Christen haben, nichts darin. Die Geschichte mit Hiob ist auch nach dem Thalmud bloß Dichtung. Vor Gott ist Alles gut, nur uns Menschen erscheint Manches böse; darum heißt es auch bei dem herrlichen Jesaias (45, 6. 7.): „Ich der Herr bin, und nichts ist außer mir, ich bilde das Licht und schaffe die Finsterniß, mache Frieden und schaffe das Böse."

„Könnte es aber nicht doch böse Engel geben?"

„Nein, das unterscheidende Merkmal eines Engels ist ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien

Willen ist: Satan soll nun ein gefallener Engel sein, der sich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn sich nicht Gott gegen sich selber empörte."

„Im Midrasch findet sich die Entstehung der bösen Engel auf schöne Weise erklärt," sagte Ephraim, der bisher still zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde sichtbar erscheinen will, muß er eine Elementarkraft an sich saugen, und keiner darf länger als sieben Tage auf der Erde bleiben. Einst überschritten mehrere diese Frist, und sie hatten durch ihren längeren Aufenthalt so viel Elementarkraft an sich gesogen, daß sie, hiedurch beschwert, sich nicht mehr zum Himmel aufschwingen konnten, und so entstanden die Teufel, wie auch 1. Buch Mos. 6, 2. angedeutet ist."

„Das mag recht schön sein," sagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel sein Gesetz überschreiten?"

„Also glaubst du nicht an das Dasein von bösen Engeln?" fiel Chisdai ein.

„Kommst du wieder mit deinem: glaubst du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß so gut als du, daß das tägliche Kadischgebet in der Synagoge deshalb in chaldäischer Sprache gebetet wird, weil die bösen Engel dieses Idiom nicht verstehen und also bei Gott keine Gegensprache wider dasselbe einlegen können; ich weiß so gut als du, daß durch das Schopharblasen[1] am Neujahrstage der Satan wirr gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Israel erreicht werden soll."

[1] Eine Art Hüfhorn, auf dem keine Melodie, sondern nur bald Tremolo, bald ganze und getheilte Noten geblasen werden. Vielleicht überlieferte Feldsignale.

Ephraim erklärte nun seine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Ansicht, der die Engelerscheinungen für bloße prophetische Gesichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das ist verwerflich!“ schrie Chisdai.

„Einverstanden,“ stimmte Baruch bei mit seltsamem Lächeln. „Es ist lächerliches und eitles Geschwätz, wenn Maimonides seine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgesichte deuten will. Das ist Halbheit. Er hat den Muth nicht zu sagen: so lehrt die Schrift und so lehrt die Vernunft.“

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er sich hatte hinreißen lassen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin,“ sagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akosta werden.“

„Du hast's auch so spitzig darauf angelegt, ihn zu bösen Reden zu verleiten,“ entgegnete Ephraim, „laß ihn seines Weges ziehen.“

„Nein,“ sagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionssachen ist jeder Israelit einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht.“ Er verließ summend das Zimmer.

8. Der Kabbalist.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam saßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wundersame Geschichte. „Wißt ihr auch schon, unsere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr gesessen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört; meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warschau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat schon zu den Fenstern herausgeschlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem,[1] der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geschrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott sei Dank, daß auch in unseren Tagen noch fromme Männer aufstehen, die die Schedim[2] bändigen können."

„Du erzählst wieder so, daß kein Mensch weiß was du willst," sagte Miriam, und Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geschichte in der Metzge von der schwarzen Gudul gehört, ihre Schwester ist ja bei

[1] Exorzist.

[2] Dämone.

dem frommen Rabbi Isaak Aboab in Dienst. Des Rabbi Aboabs Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angst gehabt, sie möcht' einmal beschrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt sie plötzlich ein Gesicht, kohlschwarz, und statt daß man sonst lauter goldene Reden von ihr gehört, hat sie von da an stets geschrieen und Reden ausgestoßen, wie man sie, so lang die Welt steht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte sie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder gesagt, die ist beschrieen worden und es ist ein Sched in sie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Isaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß sich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren ist, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefastet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegessen. Gestern in der Abenddämmerung ist er in das Mikwe [1] gegangen und hat sich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen ist, hat er sein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat sich seinen Stuhl aus der Synagoge holen lassen und hat seine Tochter hineingesetzt, vier Mann haben sie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müssen, so hat sich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenstern im ganzen Haus den Psalm 130 angeheftet und hat Jedem im Hause eingeschärft, daß heut die ganze Nacht kein Mensch in's Haus hereingelassen

[1] Reinigungsbad.

werden darf; mag Einer bitten und betteln wie er will, es soll sich Niemand unterstehen eine Thür oder ein Fenster aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre! gleich todt sein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft so hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes schartenloses Schlachtmesser genommen und hat die Sara neunmal damit bekreist, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beschriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmesser gestellt. Als dies Alles geschehen war, öffnete er die in der Ecke stehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenster. Dann legte er schnell die Thora auf den Tisch, auf dem sechs schwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thora auseinanderrollte, beugte er sich darüber hin, warf sich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblasen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Messias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geschlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran schlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — seid barmherzig, ich muß sterben — macht auf, ich bin's, die Elsje ist's — macht auf." So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu schreien, daß man es zehn Häuser weit hat hören können. Niemand hat's

gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geschrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm schier die Stimme ausgegangen ist. Endlich ist es draußen still geworden, auch die Sara war still, und als man nach ihr sieht, lauft ihr kohlschwarze Brüh' wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmesser, das früher ganz rein war, war ein Blutstropfen mitten drin. Gott sei gelobt! sagt Rabbi Aboab, mein Kind ist gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen steht sie auf frisch und gesund und so schön wie noch nie; sie weiß gar nichts von Allem, sondern meint, sie habe lang, lang geschlafen. Die Elsje ist gestern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie sie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt sie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schwester der schwarzen Gudul hat durch das Schlüsselloch dem Rabbi Aboab Alles zugesehen. Gott ist groß, daß er auch noch solche Männer unter uns aufstehen läßt; aber sagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje so eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder sie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: sie hätte ja verhungern müssen, wenn sie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Bissen habe ich ihr zugeschanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müsse als schwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex' mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Besenstiel in

ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, so daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte schrie: „Schema Israel!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren still und horchten auf das ferne Wehklagen.

„Kommt, zündet ein Licht an," sagte Baruch aufstehend, „wir müssen sehen was das war." Chaje steckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr dringendes Verlangen seine Thephillin [1] in die Hand nehmen, damit kein Böser Gewalt über sie hätte. Miriam ging auch mit, denn sie fürchtete sich in der Stube allein zu bleiben, und selbst Baruch konnte sich eines leisen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanstieg. Oben angekommen, sah man einen Kasten, der schon lange auf drei Füßen gewackelt, umgestürzt daliegen.

„Also das war's?" sagte Baruch lachend, da hinkte eine schwarze Katze hinter dem Kasten hervor und wischte rasch zum Dachfenster hinaus: „O über unsre Sünden! die Elsje!" schrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die Drei standen im Finstern und machten sich schnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten sich an dem Rockzipfel Baruchs und so stolperten sie die Treppe hinab.

Baruch sah den geringfügigen Vorfall in seinem Hause für das an, was er war, aber die räthselhafte

[1] Gebetriemen mit Amuletten, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

Geisterbannung Rabbi Aboabs befestigte in ihm den Vorsatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erstaunt und mit leisen Worten sprach, enthielt vielleicht die Lösung aller Fragen und Zweifel; die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wissenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerstag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, von hoher und umfangreicher Gestalt. Das viele Fasten hatte ihm wenig zugesetzt, denn er sah wohlgenährt aus; das runde Gesicht mit den vollen rothen Wangen und dem schwarzen bis auf die Brust herabfallenden Barte war schön zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entstellt, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, lustig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er seinen Wunsch vorbrachte, sagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Adereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemand vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in die Kabbala einzuführen?" Baruch bat dringend. „Weißt du auch," fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiseste weltliche Absicht bei dem Studium der Kabbala hast, wenn nur je ein fremder Gedanke sich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloser Gefahr schwebt? Kannst du dir's getrauen, dich solchem auszusetzen? Willst du?"

„Ich will," antwortete Baruch mit fester Stimme.

Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geschärften Blicken den feinen Lineamenten derselben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge seines Gesichts. Nachdenklich durchschritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von seinem Vorhaben abzubringen. Baruch war fast zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch seinen festen Vorsatz ohne zu wanken. „Nun, es sei!" sagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebst dich allein in die Gefahr und kommst darin um; drum will ich dein Führer sein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir."

Der Synagogendiener Elasar Merimon konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem Rabbi nach dem Mikwe kommen sah. „Schalom Alechem,[1] Rabbi Baruch," sagte er und grinste dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anwesenheit Baruchs zu sagen und sich jetzt zu entfernen, da er heute seiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüssel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die schwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denselben nur spärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leise ein Gebet vor sich hin und entkleidete sich sorgfältig,

[1] Friede mit euch. Grußformel.

indem er die Vorschriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit“ hierüber aufstellt, genau beobachtete. Er hatte sich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit schnellen Schritten die dreißig steinernen Stufen des Bades hinabsprang: „Aus der Enge ruf' ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!“ so rief er aus voller Kraft und seine Stimme dröhnte geisterhaft aus dem Brunnen. Baruch schauerte zusammen, da er hörte wie hier in stiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlösung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi stellte die Laterne auf die unterste Stufe des Bades und stürzte sich plätschernd in das Wasser. Auf dieses Zeichen legte sich Baruch über die Brüstung des Brunnens, und neunmal, so oft der Rabbi sein Haupt aus dem Wasser emporreckte und sich wieder ganz untertauchte, rief er sein „koscher“ (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; sein langer Bart triefte noch, die zusammengeballten Haare gaben dem sonst so freundlichen Gesichte ein wildes Aussehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet stand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgesprochen, sondern nur im Geiste gedacht werden. Baruch zitterte vor Angst, als er in die dunkle Grube hinabstieg, seine Kniee wankten, aber er faßte Muth und stürzte sich behende in das Wasser. Der Rabbi versah nun den gleichen Dienst, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

Ohne ein Wort zu reden verließen sie das Mikwe. Als sie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich stehen, schüttelte wiederholt den Kopf und blickte stets nach dem langen Schatten, der ihm seine Bewegungen nachahmte. Dann sprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den sonst nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieser Vorgänge zu fragen, und wahrscheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht gesagt, daß die Kabbala lehrt: wer in der „Nacht des Zeichens“ [1] seinen vollen Schatten im Mondschein sieht, der stirbt in diesem Jahre nicht. Rabbi Isaak Loria hatte in dieser Nacht seinen kopflosen Schatten gesehen, und er starb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war sehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht speiste. Der Novize hütete sich, auch nur mit einem Blicke nach der schönen Sara zu sehen, aus welcher der böse Geist ausgetrieben war, und die nun, während sie die Speisen auftrug, mit schüchternen Blicken auf den blassen Jüngling schaute, dessen Ruhm in der ganzen Gemeinde so groß war.

Rabbi Aboab tafelte sehr lange, und erst spät in der Nacht ging er mit Baruch in sein Studirzimmer, nahm die Thora aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die Zehn Gebote standen. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und also sprechen:

[1] Etwa 27. September.

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimnisse deines Wesens gegeben hast an Adam, Henoch, Abraham und Moses, die sie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geist und leite mich, daß ich nicht strauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und sündigte gegen deine Geheimnisse, so mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eigenen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöschen, mein Athem sei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachse vor der Thüre meines väterlichen Hauses, weil sie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, so mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauer durchströmte sein ganzes Wesen, seine Lippen erbleichten, als er diese Worte gesprochen hatte, und noch während er sie sprach, hatte eine Stimme im Innern ihm zugerufen: „Wehe! du hast gefrevelt, da du es wagtest hier einzudringen; kehr' um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarste war geschehen, und der Rabbi war von diesem Tage an zutraulicher gegen seinen Schüler. — Sie setzten sich an den Tisch und nun begann die Lehre: der mystische Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchstaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchstabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Versetzung derselben

enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müsse, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unwesentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden sei, wie (4. B. M. 7.) die namentliche Aufzählung der gleichen Beisteuer, die die zwölf Stammfürsten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte sich in diese Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenspiels von der Zuyderkerk die anbrechende Mitternachtsstunde verkündete. Der Rabbi stand auf, zog seine Schuhe aus, streute sich Asche auf das Haupt und setzte sich an dem Thürpfosten (dort, wo in einer kleinen Nische ein Pergament mit dem Schema steht) auf den Boden; er verhüllte sein Angesicht und unter Thränen sprach er das alphabetische Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme sang er den Psalm 137: „An den Bächen Babylons, dort saßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine rechte Hand mein vergessen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht Jerusalem auf das Haupt meiner Freude setze." Die Klagelieder Jeremiä sprach er in derselben Lage; hierauf richtete er sich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene Jerusalem, schüttle von dir die Fesseln deines Halses, gefangene Tochter Zions. (Jes. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jerusalem, stell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze

Nacht, nie sollen sie rasten, die des Herrn gedenken; ihr sollt nicht still sein. Ihr sollt ihm nicht Stille lassen, bis er gründet und bis er setzet Jerusalem zum Ruhme der Erden.“ (Jes. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieser Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler setzten sich wieder an den Tisch, zogen die Schuhe an und studirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten sie jeden Donnerstag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforschte das Buch „Geheimnisse Gottes,“ dessen Verfasser Adam, und das „Buch der Schöpfung,“ dessen Verfasser der Erzvater Abraham sein soll. Nicht nur seine ganze Seele, auch seinen ganzen Körper erregte er bei diesem Studium; unaufhörlich schaukelte und bäumte er sich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, dessen Abbild nicht im Mikrokosmos ist, so entspricht den 248 Geboten der jüdischen Religion eine gleiche Anzahl von Gliedern im menschlichen Körper, und alle diese müssen geweiht und thätig sein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche sie dem Menschen dienstbar machen; aber alles dieß so wie die Lösung der chemischen und magischen Probleme hatte weniger Interesse für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen“ war es, über das er unaufhörlich nachsann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles physische und geistige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel sei und eine

Kette von Wesen und Thätigkeiten bis zu Gott hinaufreiche. Das ist die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geschaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geistigen Befreiung oder materiellen Beschwerung, auf und nieder steigen; die Stufenleiter aller Wesenheiten steht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort ist das himmlische Jerusalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiste was hier auf Erden an die Materie gebunden ist. Aus dem hebräischen Wort Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchstaben angeben, bewiesen, daß dieselben ebensoviel wie die verschiedenen ebräischen Worte für Gott bedeuten, die Seele also ein Theil Gottes sei. Das ebräische Wort für Messias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräische Wort für Schlange, in deren Gestalt der Satan Eva verleitet hat; der Messias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entspricht ein dreifacher Adam im Himmel; das wird aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27.) abgeleitet, das Urbild des irdischen Adam ist der Adam Cadmon im Himmel, das Ebenbild Gottes und dessen erstgeborener Sohn. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geistiger oder materieller sind. Zweck der Weltschöpfung ist aber das Gesetz, nur um der Offenbarung willen ist die Welt geschaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25.): „So

spricht Gott: wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Gesetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht festgestellt."

Was ist aller Siegesruhm, was alle Macht der herrschenden Völker gegen solchen unmittelbaren Geistesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spanischen in's Hebräische übersetzte Buch Erira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeschrieben bleiben und sich nur von Geist zu Geist vererben sollte.

Hier endlich boten sich Baruch höhere Handhaben, an denen er sich aufschwingen konnte. Er bestrebte sich stets den innern Kern von den possierlichen und abenteuerlich gestalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade diese den Hauptheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen selbst, wo es gilt herabzusteigen in die wirkliche Welt und die Räthsel der Völker- und Menschengeschicke zu lösen, nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrschaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Gesetze sich in Unvernunft und Anarchie auflösen. — Der Rabbi hatte seine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktischen Kabbala eindringen wolle, man alle sinnlichen Gelüste, die eine Schöpfung des Satans seien, von sich abthun müsse. „Am sechsten Schöpfungstage," setzte er hinzu, „ist das Weib und mit ihr alle sinnlich böse Neigung erschaffen worden; darum lehren

die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal sechs Jahren heirathen soll. Ihr habt jetzt gerade dieses Alter erreicht." Es unterliegt keinem Zweifel, die Absichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdische erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruchs mit seiner Sara zu denken. Der junge Kabbalist merkte aber nichts, selbst da nicht, als ihn der Rabbi einst absichtlich mit der schönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einst seinen Schüler, daß auch Jesus von Nazareth in der Sekte der Essäer in die Kabbala eingeweiht worden sei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek seines Lehrers Nigritius von einem Buche in schwarzem Einband fast unwiderstehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt stieg wieder in ihm die Frage auf: warum soll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender süßnährender Früchte stehen, den gerade du nicht berühren darfst? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todbringend ist, zu sagen: du darfst sie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuschlagen. Er las das neue Testament.

Noch zitterten seine Hände, als sie das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, der ein solches Beginnen als Abfall erschien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine stille Macht erhob sich in ihm. Er fand keinen neuen Aufschluß über die Kabbala, aber

Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, sondern zum Erstenmale und sogleich mit freiem Auge und unbefangenen, selbständigen Geistes. Das wirkte zunächst auf die Auffassung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch diese als Gegenstand freier Betrachtung angesehen werden? Ist es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit bestimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in seinem einfachen Inhalte zu erfassen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren vielfachen thalmudischen Anlehnungen drangen nicht tief ein. Er hatte auf dem rabbinischen Gebiete zu oft erfahren, wie gern innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthlosigkeit ist, sich solcher Verhüllungen bedient. Und heißt es nicht, daß Christus selbst seinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Ist es nicht möglich, den Menschen den reinen Gedanken zu lehren? Ist die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, phärisäisch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgesetzen beruhenden Denkens Heilmittel werden? Bietet jene allein einen festen Halt, weil sich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darstellt? Muß die natürliche Ordnung sich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen lassen?

Ist das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und selbständig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudische Satz seine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Ist Gerechtigkeit, die sich durch freies Denken erringen läßt, nicht fester und höher als Liebe? Welches ist der reine, unverhüllte Gedanke, den „Christus ohne Gleichniß seinen Jüngern insonderheit gelehrt" (Markus 4, 34.) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel von anerzogenem Widerspruchsgeiste sich in diesen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er suchte sich davon frei zu machen, und hocherhaben stand ihm als neue Offenbarung, daß nirgends gesagt ist: Gott sei Christo erschienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen u. dgl. geredet, wie im alten Testament; sondern er habe sich unmittelbar in Christo den Aposteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angesicht zu Angesicht, wie bei Moses, nicht von einem außerhalb stehenden Wesen, sondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereignisse und Weisheitslehren anknüpfte. Als das Höchste, was Christus von sich gesagt hat, steht da: daß er ein Tempel Gottes sei, und Johannes sagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleisch; denn in Christo unmittelbar hat sich Gott am meisten offenbart.

Baruch fühlte sich wundersam, ja gewissermaßen verwandtschaftlich angezogen vom Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreise kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Christi gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchensatzung, strebte er um so freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte sie üben, einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder sich ausbreitenden Erscheinung gegenüber, deren äußere Gestaltung ihm selbst fremd bleiben sollte.

Wie viel scheinbar sich ausschließende und einander auflösende Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, senkt er seine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu frischer Triebkraft. Und wie in der äußern Natur, dringt auch Vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erscheinung heraustritt; es harrt seiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magisters hinweg mußte sich Baruch wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Lösung der Räthsel finde, die ihn beunruhigten; aber das Unbegriffene wurde hier nur durch neue Unbegreiflichkeiten ersetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiser wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, versank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zusammenhang.

Baruch sehnte sich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er sich durch pflichtmäßigen Besuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geschah ohne sein Zuthun.

Als eine jüdische Kolonie nach Nordbrasilien abging, schloß sich Rabbi Isaak Aboab ihr an.

Auf dem Meere, so wird berichtet, sammelten sich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangst, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht, in diese sind die Seelen der Gottlosen gefahren. Seid ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlösen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Wasser, und alsbald verschwanden die Ungethüme.

Die schöne Sara hatte dieses große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergossen, als sie von Baruch Abschied nahm; sie liebte ihn still und heiß. Sie starb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Nordbrasilien an das Land stiegen, war ihr erstes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das sie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbalisten versenkten. Bei ihrem Begräbnisse wurde nach geheimnißvoller kabbalistischer Anordnung das Schophar geblasen, wohl als Vorzeichen der einst bei der Auferstehung der Todten erschallenden Posaunen. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Posaunenton aus Canaan,

der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief . . .

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hause des Magister Nigritius. Frau Gertrui Ufmsand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magister heute Morgen in seinem Lehnstuhle todt gefunden worden sei, seine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und schaute noch einmal in das erstarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verstorbenen festgebannt, sein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeschlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entrissen, die ihn leiten sollten zum Empfange der Schätze, die die Menschen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tausende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geistigen Erträgnisse der Vorzeit und sind glücklich in deren Besitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte sich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbstanklage däuchte ihn der Verlust der Führer gerechte Strafe für die Sünde, weil er im Stillen widerspenstig gegen ihre gepriesenen Ergebnisse war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schicksal berufen, gleichsam ein erster Mensch zu sein, unbelastet von den Errungenschaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eigenen Lebens, aus der Erkenntniß der

Menschennatur und ihrer Gesetze das Heil zu schöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden soll, sich zurückziehen aus der verwirrenden Menschengemeinschaft in die lebensberaubte Wüste, in die Einsamkeit, wo er allein auf Erden ist, wo nur die Pulsschläge seines Herzens ihm die Zeit messen?

---

9. Der Lucianist.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an sich selbst, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben; man muß von Manchem noch Abschied nehmen und die Trennung wird schwer, denn im Scheiden drängt sich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtsein auf, wie traut und fest die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Versöhnungstage mit zerknirschter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich sterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottlosen Einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu seinen treuesten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigestanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derselben, wenn er ein Glas Wasser trank, einen Apfel oder ein Stück Brod genoß, wenn er sein Studium begann oder endete, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, stets hatte er das vorgeschriebene entsprechende Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einsam im Bette lag, sprach er das alphabetisch gesetzte Sündenregister und schlug sich bei jedem Worte reuvoll auf die Brust; drauf schlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, schlich der Zweifel auf leisen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerst du deine Brust über Dinge, die du nie begangen?

Hast du je geraubt, gestohlen, muthwillig gesündigt, geflissentlich Jemand falschen Rath ertheilt, wie hier in dem Küchenzettel der Hölle verzeichnet ist? — Er that Einsprache: dies Gebet ist nicht für mich allein, ich bete für ganz Israel, ja, für die ganze Menschheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willst du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und schlief ruhig ein. „Wenn du betest so zweifle nicht,“ sagte der weise Jesus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge stand und vor ihm aufgeschlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Versucher abermals zu ihm und sprach: hast du dich wieder mit dem Glockenschlage eingefunden? Wie magst du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgestoßenen Worte dir in den Mund legen lassen? Sollen deine eigensten religiösen Gefühle erst durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entschluß, fortan nur in selbstgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geschah lange nicht, und als es geschah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zusammenhang mit seinem Schöpfer gesetzt sei; er fand ihn nicht so bald wie sonst. Was braucht es der Worte, sprach er dann zu sich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwissend ist . . . wenn er ist — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beschwerender, als er an dem Krankenbette seines ächzenden Vaters saß; tiefe

Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust, Thränen brannten in seinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ sagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen.“ Er wußte nicht, daß diese Worte gleich zweischneidigen Dolchen das Herz seines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, saß dieser kalt und stumm da. Der politische Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Nassawe, und strich Pflaster dabei; der Vater hielt die kalte Hand seines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen schwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von einem fremden Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaster und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen,“ begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinsam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke stark genug dazu und seid Ihr bereit?“

„Ich bin's,“ sagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand.“ Ein flüchtiges Zucken bewegte bei diesen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denselben mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und glaubte in diesem Lächeln die sichere Kunde von seines Vaters Tode zu lesen. Er täuschte sich. Van den Ende fragte lateinisch, ob er sich vor dem anwesenden Sohne in dieser Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verstünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte besprachen sich nun geraume

Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er sehr eifrig sprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Besprechung mit gespannten Mienen zu, und nickte bald diesem bald jenem, als ob er Alles verstünde, in der That aber verstand er kein Wort davon; auch Baruch erging es fast so, nur hie und da fiel ein Wort wie ein vom Windzuge hergetragener Ton an sein Ohr, aber nichts desto minder heftete auch er seinen aufmerksamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Wesen und Haltung dieses kleinen Mannes sprach eine so seltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in seiner jetzigen Lage besonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrausten Manschetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf seines spanischen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolsterten Rücklehne seines Stuhles; das runde Bäuchlein schien fast etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgestell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerksamen Beachtung reizten; aber bald mußte man seinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuselten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabflossen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wohl Niemand hätte geahnt, daß es schon mehr als fünfzig Winter gesehen, wenn nicht einige Falten, die sich beim Lächeln um die Augenwinkel nisteten, so wie das dunkle Roth auf der Nase und den ihr zunächst liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten. Die halb versteckten grauen

Augen bewegten sich unaufhörlich; sonst stach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Gestikulationen Silva's, der seinen Collegen bald am Mantel faßte und ihn, ohne es zu wissen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel schlug, um seinen Worten die gehörige Aufmerksamkeit zu verschaffen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateinischen Redefluß, der so rasch und frei über seine Lippen strömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette seines Vaters an seine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende besuchte den Genesenden fast täglich und unterhielt sich dabei am meisten mit Baruch; seinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, so wie dessen rühriger Geist nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte gern seinem Wunsche, Baruch in den klassischen Wissenschaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in dessen Wohnung, am Ende der Warmoesgasse, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut ist. Baruch war einst mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgespien; Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeister sehr gegen das Original verstoßen hätten, es sei dieß aber auch nicht anders möglich, denn selbst wer den Thalmud verstehe, könne sich noch keinen vollständigen Begriff von der äußern und innern Gestalt des Tempels zu Jerusalem machen, da das wahre Urbild

desselben nur im Himmel sei. Jetzt aber kümmerte er sich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmosphäre in der er sich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenstimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm schon auf der Hausflur entgegen. Der Arzt führte seinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfrische Bilder schauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit frischen lockenden Farben; dort eine Venus, wie sie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die sich eine Wolke niedersenkt; an den andern Wänden vlämische Stillleben, Blumen und Fruchtstücke, Landschaftsbilder mit unerreichter Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büsten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken. Kanarienvögel stimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinstudirten Lieder an, und zwischendrein schmetterten sie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgesangs. Rosen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen blühten in zierlichen Töpfen unter den Fenstern und zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er sogar herab und überging sie zur besseren Beschauung mit einem feuchten Schwamme. Besonders lange hielt er sich bei einer Natureinsamkeit des Zeitgenossen Jakob Ruysdael und bei einer Landschaft mit reicher Staffage des ebenfalls

gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das fast noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomischen Tafeln behangen; gläserne Kästchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angespießt waren, hingen dazwischen; ausgestopfte Vögel saßen auf kleinen geschnitzten Bäumen, die auf den Bücherschränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers standen Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, aus welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanze hervorragte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwischen die Fingerknochen gesteckt war, stand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte stand eine Marmorbüste, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieses griechischen Schalksgesichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerksam diese ganze Umgebung, in der trotz einer fast überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrschte: das Leben läßt sich noch mit andern Dingen als mit Bibelstellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier ist eine ganz andere Welt — so sprach es in ihm und der Arzt störte ihn nicht in seinen Gedanken, denn er suchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus übersetzen. Der Lehrer schüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verstanden hätte, das konnte man nicht unbedingt sagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft seines Geistes die grammatischen Formen sprengen wollte, in ein sonder-

bares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte klar, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, so setzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desselben zusammen; weit häufiger aber folgte er, den Ideenkreis des Autors überspringend, seinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen. Van den Ende sah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweise befolgt werden müsse; hier war ein ausgewachsener Baum, der schon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen gesehen, und nun versetzt werden sollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortschritte erfolgten indeß nicht so schnell als man glauben sollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenstände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu seinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einst in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte so heftig, daß er sich den Bauch halten mußte; er sah indeß, wie sehr das seinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen,“ sagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhause zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologisch-philosophischen Narcissus. Er hing ein Tuch über sein Angesicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Christoph, steh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer ist denn der heilige Christoph? dann stand er auf, lüftete das Tuch vor seinem Angesichte

und mit majestätischem Tone rief er: seht her, seht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Christoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in diesem Wahnsinn. Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprüchwort: ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte sogenannte Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapital aus der Logik oder Physik, so ist es gerad so gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden sollte."

So sprach der Arzt und seine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte seiner Auffassung nichts entgegenstellen, aber von dieser Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; fleißig studirte er die naturwissenschaftlichen und mathematischen Werke, die er von ihm erhalten, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung seiner eigenen Seelenzustände vermied er sorgfältig.

Der Arzt verstand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einst so in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr," sagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausschließlichkeit, die der Besitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel selbst auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein seltsamer und eigentlich geringer Anstoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Universität nach Leyden gezogen; einst, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange studirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich sodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo ist sie nun hin, diese Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsstoffe verzehrt und ist in's All zerflossen. Wie, wenn es mit unserer Seele auch also wäre? Meine Lehrer bestärkten mich in der sonst auch vielverbreiteten Ansicht, daß das Leben ein Verbrennungsproceß sei. Man kann es so nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, ist nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat seine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu solchen. Der eine Mensch verdaut schwerer, der andere leichter, der mit Lust, jener mit Unlust."

„Und was wäre dann unser Vorzug vor den Thieren?"

„Wer sagt Euch, daß wir einen solchen haben müssen? Aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder

nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt sind, und darum wirken die sogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menschen übertrifft oft den fünfzigsten Theil vom Gewichte seines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meisten von dem, was man Vernunft und Geist heißt. Beim Ochsen z. B. beträgt das Gehirn kaum den achthundertsten Theil seines Gewichts, und darum ist er dumm; der Elephant ist schwerfällig, aber klug, weil er ein verhältnißmäßig sehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, so seid Ihr ein Simpel, was faselt Ihr nun immer von Eurem Jenseits und Eurer ewigen Fortdauer?"

„Unsre Bestimmung wäre also, möglichst viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?"

„Allerdings."

„Ich hätt' Euch nicht für so egoistisch gehalten," entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht," erwiderte der Arzt, „freudig schlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeste, für den Staat; aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar auf meiner Perücke krümmen. Das sicherste und höchste Wohlbefinden des Menschen liegt im Staatswohl, und dafür zu sorgen, das ist die Bestimmung des Menschen; in allem Uebrigen steigt man von einer Nebelwolke in die andere."

„Eure Bestrebungen für Vaterland und Menschheit wären ja am Ende wieder nichts Anderes, als daß es

diesem und jenem, oder wenn man sagen will, der Gesammtheit möglich werde, besser und bequemer zu essen und zu trinken und seinen Lüsten nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden sie somit nichts Höheres, sondern nur etwas Allgemeineres."

„Ich will offen mit Euch sprechen," sagte der Arzt, und rückte vertraulich seinem Schüler näher, ein seltener Ernst sprach aus seinen Mienen; „es muß ein jeder diese Krisis durchmachen, in der Ihr jetzt seid. Auch ich schwärmte einst, da ich in Eurem Alter war, für die sogenannten höheren oder geistigen Anliegen der Menschheit und glaubte, sie dürften nie getrennt werden von den Bestrebungen für das Staatswohl; ich war in dieser Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieser Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich sah den Advokaten das Schaffot besteigen, weil er sich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Christen durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da stand, auf seinen Stab gestützt, der zweiundsiebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüste. „O Gott!" rief er, „was wird aus dem Menschen!" und um und um stand die kopflose Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einsicht, daß es vor

Allem Noth thut, sich jeglicher Einwirkung auf das, was dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube ist ein hohler Zahn; oft läßt er lang in Ruh, aber ein harter Bissen, ein Luftzug macht, daß man oft rasend wird. Versucht es, ihn auszureißen, so schlägt Euch der Patient in's Gesicht, und laßt Ihr einen Splitter stecken, so kriegt Ihr den nicht heraus, außer mit Gefahr das Zahnfleisch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen. Wer denn aber doch helfen will, der sagt, daß er nur untersuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am besten ist's aber, man hilft dem nicht, der den Muth nicht hat, sich helfen zu lassen."

„Ihr erklärt somit das Streben nach Besitz und Vermehrung der idealen Errungenschaft der Menschheit für einen Geistesluxus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beste unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünstler hatten gewiß auch schon damals solche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moses war ein großer Politikus; aber der weise Salomo ist mein Mann, der hat das Leben verstanden, darum hat er auch in seinem Prediger gesagt: ich lobe mir die Lustigkeit, es giebt nichts Besseres für den Menschen unter der Sonne, als daß er esse und trinke und fröhlich sei."

„Da erfüllten die Thiere am nächsten ihre Bestimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen bestehen, wären die vollkommensten Geschöpfe."

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich sein kann, aber der Mensch hat doch einen besondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, schreiben und lesen kann, damit er weiß was vor ihm geschah, und berichten was mit ihm geschah; nein, der Mensch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei gescheitesten Männer Griechenlands, die Anderen haben meist nur nach Wind geschnappt. Ich bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt ist so unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt frisch und gesund."

„Merkwürdig ist's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinstimmt, denn auch dort heißt es: das Lachen ist ein Vorzug des Menschen."

„Wahrhaftig? da steht doch einmal was Gescheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter und sage: es ist auch ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, denn wen nichts überrascht, der kann auch nicht lachen."

„Bleiben wir bei den Menschen," fiel Baruch ein, „was sollen nach Eurer Ansicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo ist Trost und Freude für sie?"

„Die sollen glauben und fröhlich sein in der Gottseligkeit."

„Wenn sie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterst zu oberst kehren?“

„Ist nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einsichtige geben, der Pöbel wird stets glauben, und das muß auch sein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht in Zaum zu halten wäre.“ —

Das also sind die, welche sich die Freien nennen, auch der Unglaube hat seine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches Andere hegte Baruch in seinem Sinne, als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeschlagen, und Lehrer und Schüler sprachen über ganz andere Dinge, als da geschrieben standen. „Glaubt mir,“ sagte der Arzt, und er blinzelte mit seinen grauen Aeuglein wie Einer, der in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist, „glaubt mir, ich lugte schon oft hinter die Gardinen; ich kenne gar wohl die Ehegeschichte von dem, was man Materie und Geist nennt und durch einen Religionsact eingesegnet und zusammengekuppelt hat.“

„Daß doch Jeder verlangt, man soll ihm glauben,“ antwortete der Schüler: „Hätte ich aber das gewollt, wäre ich dort geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babylonischen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen soll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit.“

„Die findet Ihr nur im Stoff, von allem Anderen kann ich Euch eben so gut beweisen, daß es wirklich existirt, als daß es nicht existirt.“

„In der Zusammensetzung meiner selbst aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geistige Einheit, die selbständig und unabhängig vom Körper ist. Der Selbstmord, so verabscheuungswürdig er auch ist, bezeugt er nicht eine Herrschaft des menschlichen Geistes über den Körper, die sich sogar bis zur Vernichtung dieses letztern erstreckt?“

„Der Menschenstolz!“ entgegnete der Arzt, „das ist doch die Erbsünde, die Allen anklebt. Was Ihr da sagt, kann eben so gut Folge eines physischen Triebes sein, wie man das bei den sogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beispiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, sich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbissen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beispiel ein: auf meinen Reisen in Unteritalien sah ich oft, wie sich die Bauern das grausame Vergnügen machten, daß sie in die Mitte eines ziemlich großen Kreises von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und schoß hastig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es seinen Kopf zu den Umstehenden empor, aber Alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da schoß es wüthend im Kreise umher, von Angst und Verzweiflung gejagt, es wagte mit seinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber schnell zuckte es zurück und schüttelte seinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr

sah, kroch es langsam bis in die Mitte des Kreises, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an seinem Schweife empor, es bäumte sich aus aller Macht, durchbohrte sich selber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte sich der Skorpion auch als unabhängige geistige Einheit?"

Baruch wollte dieß geradeswegs zugestehen und somit in allen Kreisen der Natur ein freies Walten des Geistes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft seines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagschale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm stets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widersprach der ihm hier gebotenen Anschauungsweise, aber er vermochte nicht diese Stimme nach außen zu begründen. Er schwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proselyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wolle ihm die Geheimnisse einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand sich zur bestimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in sein Studirzimmer, verriegelte die Thür sorgfältig hinter sich, zog die Fenstergardinen herunter und lauschte ob Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte fast lachen über die komisch ernste Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwischen die Fingerknochen des Skelettes steckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St.

Domonicus zu Tiel?" fragte der Arzt, während er in einem Schranke nach Etwas suchte.

„Nein!" antwortete Baruch.

„Hört," fuhr Jener fort, „der fromme Prior wurde einst vom Teufel heimgesucht, während er gerade mit dem Lesen eines heiligen Buches beschäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von seinem heiligen Geschäfte abbringen, sprang auf den Tisch und machte allerlei Possen vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis sie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der soll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Testament lesen. So, da ist der Schlüssel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einst mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanst, der viel Leckerbissen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen saßen gehorsame Augen, die den menschlichen Vorzug sich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar, das viel gegen die Remonstranten geiferte, und beim Schlürfen köstlichen Rheinweines sich in der Enthaltsamkeit übte. Das war ehedem der dicke Domine, der am meisten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädestinirt, daß er einst als Leiche von mir gestohlen werden sollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgestanden, es ist das eine schöne Geschichte, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier ist

wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weisen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald ist die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt.“ Bei diesen letzten Worten kreuzte der Arzt seine Arme auf der Brust über einander, und verbeugte sich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!“ unterbrach er sich, „es ist zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz biblisch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen.“ Er stieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüsselchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und sagte im Heruntersteigen: „So lang der da gelebt hat, ist nichts so Gescheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; schwört mir, daß Ihr Niemand verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir gesehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet.“

„Wie soll ich schwören?“ fragte Baruch, indem er den Vorsatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen so gräßlichen Eid zu leisten wie bei dem Kabbalisten. Der Arzt verstand es anders.

„Ihr habt Recht,“ sagte er, „könntet Ihr schwören, so dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht diese runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, so schön schreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch ist ein Erbstück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat: ein deutscher Kaiser, Friedrich der zweite von Hohenstaufen, ist der Verfasser; den Titel werdet Ihr wohl verstehen, er heißt: de tribus impostoribus; es sind nur neun und zwanzig

Paragraphen. Da setzt Euch her, ich will's Euch holländisch vorlesen."

Baruch schauderte vor der verzweifelten Gottverlassenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor seinem Geistesauge vorging, und als er die Stelle des 21. Paragraphen hörte, wo es heißt: „Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea," war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiösen Bewußtseins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet," sagte der Arzt als er aufstand, „werdet Ihr einsehen, daß die Moral, die sich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfässern geschöpft wird. Euer Judenthum und unser Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum ist längst nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unsrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geist des Classicismus in sich aufgenommen, und dieser Geist wird es auseinandersprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen classischer Weisheit, Ihr werdet genießen, spotten und schweigen lernen . . ."

Gräßliches Labyrinth! sprach Baruch im Herzen als er wegging; aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

10. Benedictus sit!

Es sollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n,
Und ihren Liebsten suchen geh'n;
Sie sucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

So sang Olympia van den Ende, und sie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrause durcheinander, als ihr Vater in's Zimmer trat.

„Du hast dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verstiegen,“ sagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmusikalischen Welt vorgeht; schon vor einer Stunde sind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbesprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit stelle ich Euch meine Tochter vor, sie ist beständiger Ministrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr setzen.“

„Mein Vater hat mir, so oft er aus Eurem Hause kam, von Euch erzählt,“ sagte Olympia, „und ich freue mich, endlich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, sehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falsche Vorstellung von Eurer persönlichen Erscheinung gemacht hatte. Sagt mir nun,

Ihr seid ja ein Philosoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unsere Vorstellungen von Dingen und Personen, die über unserer unmittelbaren Sphäre hinausliegen, unrichtig sind?"

Welch eine Begegnung war das, die ihm sogleich ein Problem entgegenwarf und ihn zum Erstenmal einen Philosophen nannte?

Baruch schlug die Augen nieder, er glaubte das Forschen ihrer Blicke in seinen Gesichtszügen zu verspüren; er machte eine stumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten sollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philosophin, mit der Ihr viel disputiren könnt," sagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu helfen; er aber wurde dessen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geschickt," sagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „sind Sie auch musikalisch, Herr von Spinoza?"

„Nein!"

„Aber Sie singen doch gewiß die Psalmen? Sie müssen mir einmal einen ebräischen Psalm singen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodien von König David?"

„Wir haben noch viel ältere, denn fast alle unsere Synagogenmelodien stammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erst viel später abgefaßt wurden, so gingen die Melodien einstweilen wortlos von Mund zu Munde."

„Das ist ergötzlich, das wäre ja gerade, wie wenn

Kleider ohne Leib spaziren gehen, oder ein Arsenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte."

„Ich sprach blos von der herkömmlichen Annahme," antwortete Baruch.

„O, es ist doch eine schöne Tradition. Das muß herrlich gewesen sein," fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahllosen Posaunen war ein grandioses Accompagnement, bedeutend furioso, aber so mußte es sein; o singen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine christlichen Ohren hören dürfen."

Baruch entschuldigte sich, da er nicht singen könne; aber Olympia ward immer dringender, so daß Baruch vor Verlegenheit sich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das ist ein musikalischer Fanatismus," sagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von selbst dir die Scala seines Glaubens angiebt; du bringst ja durch deine sonderbaren Launen Jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichste Verlegenheit."

Olympia bat Baruch um Entschuldigung wegen ihres Ungestüms, sie sei eben in aufgeregter Stimmung, er solle nicht ungünstig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verspottet, und nicht sowohl ihn persönlich, als den Juden überhaupt. Diese Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeschlossenen Lebenskreise Heraustretenden noch weit mehr und selbst dann noch, wenn er sich in Denken und Thun von der Genossenschaft getrennt weiß.

Das war sein erstes Zusammentreffen mit Olympia

an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerst in sein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sonst aber kümmerte er sich wenig um sie; er konnte mit Hiob sagen: „Ich hatte einen Bund geschlossen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine Jungfrau.“ (Hiob 31, 1.) Nun aber war die Zeit gekommen, da er achten mußte auf eine Jungfrau, und da er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortsetzung des Unterrichts seiner Tochter übergeben; auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensschwester Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhundert durch griechische und lateinische Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt, war Olympia van den Ende in der klassischen Welt heimisch, neigte aber mehr zu gelehrten Forschungen, so daß sie es hätte wohl erreichen können, mit dem philosophischen Doctorhut gekrönt zu werden; aber sie wußte, daß das schwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüsseler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit besser kleide, als der rothsammetne spitze Doctorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr schönrednerischer Vater an sie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amsterdamer Arztes. Darum trug auch ihre zarte weiße Hand sehr häufig Spuren gelehrter Tinte, denn sie übte bei ihren Schülern ein scharfes Censorenamt gegen jegliche Ausdrucksweise, die sich nicht

das römische Bürgerrecht erworben hatte; darum zog sich ihre schneeweiße glatte Stirn in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der sonst einen gewissen Ausdruck der Herbheit hatte, lächelte mild und einnehmend, wenn sie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateinischen Versen keine Masche hatten fallen lassen.

Mißmuthig saß Baruch die ersten Stunden vor seiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in der Geschichte Alexanders die Feinheiten der lateinischen Syntax demonstrirte. Olympia ärgerte sich über den linkischen Juden, der mit der augenscheinlichsten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; sie stand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe schlanke Gestalt mit dem majestätischen Gange, und statt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forschte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von schwärmerischer Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verstandes er eben so wenig entziffern konnte, als die verschlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier Anfangs fast wieder eben so unerquicklich, wie bei dem alten Magister Nigritius, denn Baruch hatte sich seit seinem ersten Zusammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Diese aber verstand es bald, Beziehungen zwischen ihren so verschiedenen Geistesrichtungen aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder so glücklich, daß von Allem mehr als von lateinischer Grammatik die Rede war. Er sprach mit Olympia über die in der Geschichte

waltenden Gesetze, über Menschen- und Staatengeschicke; sie fand die Ideen Baruchs hierüber höchst eigenthümlich, ja oft seltsam, denn er war gewohnt, Alles gewissermaßen vom Standpunkte der jüdischen Geschichte aus zu betrachten und nach seinen Beziehungen zu dieser zu beurtheilen. Hieraus ergab sich für Olympia oft die ergötzlichste Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr sprach, war so ungewöhnlich, bezeugte eine so tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia sich die Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzusetzen. Bis zu den entferntesten Zonen und Zeiten stieg der Geist Beider hinan, und dort fanden sie sich wieder, denn Beide beseelte der gleiche Drang zum Ursprung des Weltgeschicks und des Weltdaseins hinanzudringen. — Mit Sehnsucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsstunde, und er machte sich schon lange vor dem Glockenschlage auf den Weg; es war nicht selten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenster sah und ihn schon von fern freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des siebenten Buches jene bekannte Rede der scythischen Gesandten an Alexander gelesen. Olympia bemerkte: „Es ist charakteristisch, daß Valerius Maximus erzählt: Aristarchus habe einst zu dem Könige gesagt, es gebe nach Demokrit zahllose Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert.“

„Im Thalmud finden sich auch die abenteuerlichsten Legenden über den „macedonischen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie," bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeschossen sind, die liebe ich sehr."

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!" Ein großer stattlicher Mann mit einem feingeschnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anstand näherte er sich Olympien, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Ich freue mich," sagte er, „diese Hand küssen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geschichte mit gleicher Kunst führt, und schon so Manchem den Weg nach Attika's und Latiums herrlichen Gefilden gezeigt hat."

„Es wäre Schade, wenn Sie nicht in die diplomatische Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonst könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu sagen, daß heute die Nachricht einging, Ihr Günstling, der fromme General Oliver Cromwell, sei von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden. Er hat das Parlament nicht umsonst mit der hohen rednerischen Formel: ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über sein Rednertalent, er ist kein Demosthenes," sagte Olympia, „aber ein starker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er so hoch gestiegen ist. Doch, wie sieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht sagen, ob jetzt bestimmte Nachrichten eingegangen sind, wie viele Menschen bei dem letzten Sturme verunglückt sind?"

„Nein! aber da hat sich der Humor wieder in's Tragische gemischt. Ich habe Ihnen schon oft gesagt,

daß meine niedersächsische Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweise auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber sind sie grundverschieden, und das ist ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterstadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüsten, um es mit dem Namen „der Jude" in See stechen zu lassen; ist die Nordsee nicht ein christliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerst verschluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenster aus zugehört, wie ein alter Matrose seinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinschaft mit den Juden ableitete."

Baruch war, sobald der Fremde eingetreten, aufgestanden, er hatte sein Buch unter den Arm genommen und wollte sich bei Olympia verabschieden; schon zweimal hatte er den Ansatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er des Fremden wegen unbemerkt geblieben, er trat jetzt vor, aber der Fremde stellte sich wieder zwischen ihn und Olympia.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären," fuhr der Fremde fort, „warum ich zu so ungewöhnlicher Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rederykers Kamer; [1] ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, vorher in den botanischen Garten zu gehen, Sie sehen dort, was Sie vielleicht noch nie gesehen haben: einen blühenden Palmbaum; es sind Blumen daran, so groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten."

Hier trat wieder eine Pause ein, und endlich gelang

[1] Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszustottern.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza," sagte diese, „Sie müssen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens in Augenschein nehme, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen."

„Der Matrosenglaube könnte der richtige sein, ich will mich daher lieber entfernen," sagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!" sagte dieser aufstehend, „mein alter Freund Caspar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für sie eingenommen, weil er sie Alle für geistreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er sich aber oft beklagt, es ist die Empfindlichkeit; der unschuldigste Blick, der harmloseste Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht im Entferntesten meine Absicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchristlichen Gesinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen."

„Ja," sagte diese, „und ich bin eigentlich Schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgestellt habe; Herrn de Spinoza kennen Sie nun, und das ist Herr Oldenburg, so ein Stück von der Bremer Gesandtschaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, sonst sehe ich mich als Ursache eines Mißverhältnisses an, das mich sehr betrüben würde." Baruch sträubte sich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben," sagte Oldenburg, „prägen Sie sich ein, daß Jufrow Olympia täglich

betet: mein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur frischweg, Sie müßten am Ende doch."

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit seinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eschenbach jene bunten Sagen, mit denen der deutsche Dichtergeist die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustausch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigsten Blüthen geboten, schwand den Dreien eine schöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia sahen staunend auf Baruch, als dieser mit der gelassensten Ruhe und Bestimmtheit die Furcht als die einzige Ursache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entsteht und besteht; Alexander stelle sich hiefür als auffälliges Beispiel dar, denn so oft ihn die Ungunst der Verhältnisse in Schrecken versetzt, habe er Opfer und allerlei Aberglauben zu Hülfe gerufen. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. s. w. rasch zusammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geist mit neuer Betrachtungsweise die Vergangenheit durchforschte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und diese freute sich, da sie sah, wie die beiden jungen Männer sich täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten

Stolz darin, die Mittlerin zwischen so ungleichartigen Persönlichkeiten zu sein, und sie verstand es stets, Beziehungen zwischen der reichen Welterfahrung und Belesenheit Oldenburgs und dem tiefen Forschergeiste Baruchs zu Tage zu fördern. Neben den einnehmenden Eigenschaften eines feinen Weltmannes besaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar selten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wissen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des ersten Bekanntwerdens bestimmt; es ist dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg sprach, gewann durch diesen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß sie es einander sagten.

„Sie haben nun bald den lateinischen Cursus beendet,“ sagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Ersatz mich in der ebräischen Sprache unterrichteten?“

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes,“ sagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber springen von einer Sprache in die andere, wie's Ihrem unruhigen Geiste beliebt. Wenden Sie sich an mich, ich verschaffe Ihnen dann den Lehrstuhl des Casaubonus oder des Skaliger. Ich sehe schon, wie die Studiosi in's Colleg strömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegesirt das Hohe Lied in der Ursprache.“

„Bedenken Sie,“ setzte Baruch hinzu, „es ist die heilige Sprache, die Sie lernen wollen.“

„Sind Sie denn ein Heiliger?“ entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräischen Namen, wie heißt er?“

„Baruch.“

„Bahruch!“ wiederholte Olympia, die sich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angst und bange, das klingt ja wie Geisterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Musik, ich würde ihn immer aus f moll begleiten, hören Sie so.“ Sie ging an ihre Orgel und sang immer Bahruhch! und begleitete ihren Gesang mit den düstersten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müssen Sie aufgeben, sonst kann's Ihnen schlimm gehen,“ fuhr sie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthasar Prompronius hieß, die war sehr unglücklich. Lieber Balthasar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Wesen sagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war sehr unglücklich, sie sagte immer nur: Lieber! und meinte schließlich einen Andern damit. Der abgeschmackte Name war viel an ihrem Unglück Schuld, das ist mein fester Glaube.“

„Sie sind also doch nicht so ungläubig, wie Sie sich geben,“ sagte Baruch.

„Bahruhch,“ wiederholte Olympia immer, und sammelte den ganzen Umfang ihrer tiefsten Töne, um alles Unheimliche in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es ist mir um Ihre künftige Frau, geben Sie Acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem

Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?"

„O ja, es bedeutet: Gesegneter."

„Bravo! herrlich!" jauchzte Olympia und schlug freudig die Hände zusammen, „also Benedictus? das ist ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papst werden, so sind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und siebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanonisirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benedictus; „„lieber Benedictus"" hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie mir, fortan den Namen Benedictus zu führen. Sie sind ja ein Gelehrter, darum müssen Sie auch einen lateinischen Namen haben; Sie werden einst großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch seinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abschneiden. Ich sehe schon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris. [1] Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweise Magister, der Sie auf diese Weise so witzig umtauft, hat gewissermaßen nur ein Plagiat begangen; ich sehe ihn aber doch vor mir, wie er sich das Kinn streichelt, das schwarze Käppchen aus der gelahrten Stirn rückt und zufrieden darüber schmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das große

[1] Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er sollte richtiger der Vermaledeite heißen.

Verdienst wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin solcher sublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Aristophanes selber nur lachen, aber keinen Witz machen."

So sprach Olympia, alle Gegengründe und Einsprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen," fuhr Olympia fort, „so nenne ich Sie von dieser Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, so oft vorsagen, bis er sie ganz geläufig nachspricht, ich hänge ihn unter das Fenster, und wenn Sie gegen das Haus kommen, soll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich sehe schon, wie die Leute vor dem Haus stehen bleiben und sehen wollen, wie denn das Individuum aussieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letztenmale, wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Sagte ich Ihnen nicht gleich am ersten Tage als wir uns sahen," sprach Oldenburg, „Jufrow Olympia ist der jungfraugewordene Eigensinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden sich doch nicht ausgesuchten Qualen aussetzen?"

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; sie drückte sie warm.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie sollen Taufzeuge sein." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und sprach: „Im Namen des Aristoteles,

Bacon und Cartesius gebe ich Dir den Namen Benedictus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und stets, wenn Du Deinen Namen schreibest, so gedenke ihrer, von der das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum, Amen!“ Die Schlußworte sang sie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?“ fragte sie dann, indem sie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit der Rechten über die Wange Benedicts streifte.

„So brav,“ sagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmusikalisch finden sollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben lasse, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beschuldigen wird. Ich möchte gar zu gern erfahren, wie es einem zu Muthe ist unter Ihrer segnenden Hand.“

Olympia erröthete, fuhr sich aber mit der Hand über die Stirn, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

11. Ein neuer Mensch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benedictus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düstere und abgeschiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als solcher handeln und denken sollte.

Warum ist der Name Benedictus wohllautender als der Name Baruch? Es ist nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, ist diese Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weise der gesammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Ist es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an sie ergangen war? Darfst du aus der Bibel eine Begründung für dich schöpfen? Und immer die Bibel? ...

In solchen Erwägungen hatte Spinoza das Haus van den Ende's verlassen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu seiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieser und ihrer wartend ist es Niemand gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einst durch den Titel Rabbi empfangen, war von seinem Haupte genommen, eine zarte weihende Hand hatte seine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Gesetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieser Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erschien ihm so freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in seiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerstreut an den Tischen sitzenden Schüler verletzte wie schrillender Mißlaut sein Ohr. Er hatte sich in einen Winkel gesetzt, um ungestört über einem offenen Buche seinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer schwierigen Thalmudstelle befragte. Baruch brauchte sich nicht lange darüber zu besinnen.

„Ich hab's schon längst gesagt,“ begann Chisdai, „du wirst ein zweiter Simson an Geist und Kenntnissen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlassen will, nimmst du das Thor sammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägst es fort — aber ich bitte dich um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelst; ich selber habe sie nie gesehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, ist sie nicht mehr jung und sie soll auch nicht schön sein.“

„Ich weiß nicht, was du willst, laß mich,“ sagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verstellen kannst! Die Tochter des Arztes mein' ich nun, wie heißt sie doch? Ja, Olympia van den Ende, die soll ja so geschickt sein, daß sie sieben Sprachen

spricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn die drüben recht meinen, sie haben dich ganz und gar, mach's wie Simson, fang' die Füchse, bind' ihnen die Schwänze zusammen, zünd' sie an und jag' sie unter die reifen Kornfelder der Philister. Du verstehst mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', sie stechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Gespötte."

„Es ist schade," antwortete Baruch, „daß du diese neue Anwendung der Geschichte Simsons auf Religionsstreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verspart hast. Um es aber zum Schluß zu führen, will ich dir doch sagen, daß, wenn sie das, was du meinst, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simson auszurufen: meine Seele sterbe mit den Philistern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgesprochen und ihre holdselige Gestalt in diese trübe Umgebung hereingezerrt zu sehen. Seine Abneigung gegen Chisdai steigerte sich immer mehr, denn er sah deutlich, wie dieser allen Bewegungen seines Geistes nachzuspüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte besondere Absichten dabei haben, da er selbst durch die ausgesuchteste Schroffheit nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erste öffentliche Probe seines Rednertalents abgelegt. Der Versuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine

Schwester Miriam nicht abgeneigt," sagte der Vater zu Baruch, als sie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat Vermögen und bekommt noch einst ein schönes dazu, er ist auch nicht so häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß sie sagt, sie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt sehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und soll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, so gebe ich sie lieber dem Samuel Casseres." Baruch bejahte. „Ich glaube, es ist nun Zeit," fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßst; unserer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch sehen, wie du da oben stehst, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann."

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müsse ihn packen, wenn er da oben stehe wie die Anderen, die mit so entschiedener Zuversicht sprechen, als ob sie dem lieben Herrgott in die Karten geschaut hätten und genau wüßten, warum er diesen oder jenen Trumpf ausgespielt, und was er künftig ausspielen werde oder müsse.

„Was bist du so nachdenklich?" begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du bist schüchtern; schäme dich, du warst doch sonst so muthig. Denkst du noch daran, wie du es als höchste Glückseligkeit gepriesen hast, da oben zu stehen und im lebendigen Worte den Geist Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?"

„Ich bin krank, ich fühle fast immer schweres Herz-

klopfen, du weißt ja, daß ich unlängst Blut gespieen habe."

„Pah, pah, das sind Ausflüchte; ich habe schon mit unserm Chacham Aboab gesprochen, er will dir's gern erlauben von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unserm Arzt, sprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunsch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht."

Was war hierauf zu erwidern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte sich auf seine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerstreitenden Gefühlen nachzuspüren, die ihn bei Abfassung dieses Sermons beschlichen? Wer möchte all die neckischen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darstellung von dem heitern Lebensgenusse der Heiden las, wenn er sich an Oldenburgs lebemännischer Laune ergötzte, und dann wieder an Ausarbeitung seiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor sich aufgeschlagen, um Beweisstellen, Gleichnisse und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und sein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgestellt war. Da drinnen leben die Worte und Gedanken entschwundener Geister, gewiß haben auch sie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Ist es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tausende waren weiser vor dir. Beuge deinen stolzen Sinn in Demuth und du wirst wieder eingehen in die Gottseligkeit

und du bist Erbe der Gottseligkeit, die die längst Dahingegangenen beglückte. Du willst es und du kannst es, du mußt. Wie willst du Kraft finden auf einsamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtsein? Die Geister der Vorfahren steigen herauf und segnen dich und schließen dich in ihren Kreis...

Es giebt einen geschichtlichen Trost, der die wankende Strebekraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüstet; längst entschwundene Kräfte helfen und stützen und richten empor.

Eine strahlende Begeisterung leuchtete aus dem Auge des Dreinschauenden und seine linke Hand legte sich auf die Brust, in die neue Ruhe einzog. Wird diese geschichtliche Tröstung und Entsagung, die das stürmende Drängen jetzt beschwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus sich selbst Befriedigung erheischt?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrschte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altares hinanstieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er sie mit neckischem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! spotten hörte? Die äußerste Kraft seines Willens strengte er an, um dieses Bild jetzt, an dieser Stelle, spurlos wegzutilgen. Leichenblaß stand er oben, er trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Ps. 145, 18.) Er schilderte mit grellen

Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile seiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menschen eingebornen Glaubens pries; er schilderte jene Gottseligkeit, schon bei Lebzeiten versammelt zu sein zu seinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdischen Daseins ruht; seine Rede ward feuriger, seine Stimme erscholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus seinem Munde in das schweißdurchnäßte Taschentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrschte in der ganzen Versammlung, die Leute sahen einander an und schauten wieder mitleidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte schon den Mund geöffnet, um seinen Sohn zu bitten herabzusteigen, als sich dieser wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete schloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jejascher Coach!" (der Herr stärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo ist.

Baruch und sein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als sie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieser freundlich, ob er sie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs Gegenstand des Sabbathgesprächs; alte Weiber und Ueberkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der sonst nicht lange auf sein Urtheil warten ließ, zuckte die Achseln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Ursache sich nicht bestimmt auszusprechen.

Baruch durfte schon nach drei Tagen wieder das Bett verlassen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfst mir dieses Haus nicht mehr betreten," wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geschichten, die ich über den kleinen Doctor gehört habe. Das soll ja der leibhaftige Satan sein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen gestorben ist, hat noch vor seinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doctor habe ihn dazu gebracht, er stifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfst mir seine Schwelle nicht mehr betreten."

Baruch suchte seinen Vater zu andern Ansichten zu bringen, dieser aber fuhr fort: „Und schlimmer als der Vater soll seine Tochter sein, die soll in sieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegschwatzen. Ich lasse mich von dem Gerede der Menschen nicht so leicht bestimmen, aber diese Dame soll ja von einem ganzen gelehrten Männerschwarm, der ihr huldigt, umgeben sein. Glaube mir, ich kenne die Welt besser als Du; da wird gescherzt, gelacht, gesungen, mit Begeisterung disputirt, mit schön geputzten Empfindungen und in zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die gepriesene freie Heiterkeit der klassischen Welt, ich hab' es auch so nennen hören; es ist aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Gesetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr schönes Heimathland verlassen, allen Glanz und allen Stolz von sich gethan sich begnügend nur geduldet zu werden —

damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligsten verfallen? Du kennst die Schriften unserer Religion besser als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umsonst sein. Glaube mir, du wirst öde und verarmt sein, wenn du dich den lockenden Versuchungen der Welt hingiebst. Bleibe Du im stillen Tempel der heiligen Wissenschaften, freue Dich, daß Du ungestört darin leben kannst, wie Du heute ja selbst laut verkündet hast."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgesprochenes noch hinter diesen hastigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden versetzt, früh gealtert, es schien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das schöne Heimathland mit seiner stolzen Lust auf ewig entschwunden war, vielleicht klammerte er sich deßhalb um so fester an die nun gewonnene Himmelsfreude und suchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Wesen des Vaters stellte sich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beseelte, als Baruch die rabbinische Würde erlangt hatte, war von religiöser Begeisterung und weltlichem Stolze gemischt. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um so mehr, seitdem ihm die Gattin entrissen war; er zwang sich allzeit und mehr als erforderlich schien, sich in die jetzige Lebensweise zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Er war ein Ausgewanderter, sein eigenes Herz war nie frei von dem Schmerze der Erinnerung an die Heimath; er hatte sie gelassen

um des Glaubens willen und um den Kindern zu gewähren, daß sie dem Glauben frei dienen sollten. Nun mußte das auch sein. Um so eifriger wollte er darüber wachen, daß sein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden seines Lebens gestört werde. Der Jüngling, dem der Arzt jedes heftige Sprechen verwehrt hatte, suchte in leisem Tone und mit bedachtsam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und deren Freunde eines Andern zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das ist brav," sagte er, „daß Sie sich noch nicht als Candidat der Unterwelt einschreiben ließen; wir waren sehr besorgt, weil Sie gar nichts von sich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, sie behauptet schon seit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl seien. Erst auf ihre Bitten war ich so frei, Sie zu besuchen; und weil wir glaubten Sie seien schwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, mitgebracht, der ohnedieß schon längst wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angst um meinen Sohn," sagte der Vater, und Oldenburg verneigte sich gegen den Sprechenden.

„Also Sie sind der Vater unseres jungen Philosophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Trosten?"

„Ja."

„Entschuldigen Sie, daß ich damals so einsylbig

war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor. Es that mir leid, Ihnen das nicht gesagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergessen, ich habe deshalb nach Bremen geschrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werde."

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hause durch Ihren Besuch schenken."

Oldenburg unterhielt sich nun eifrig mit dem Vater, und dieser sah sich zu seiner Ueberraschung von dem treuherzigen Wesen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann fast sagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck seiner Stimme entsprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erste Jude sei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur seine Geisteskraft und liebe seinen edeln Sinn, er sei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und seine bewundernde Liebe zu Baruch, die sich diesem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erschlossen und machte dessen Antlitz in Freude erleuchten. Das Herz des alten Spaniers fühlte sich erquickt durch die ritterliche Erscheinung Oldenburgs, die ihn anmuthete wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt sich während dessen mit Baruch über den Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unserm grobkörnigen und braven Doktor Luther nachthun sollen," sagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Gesichte und den feurigen schwarzen Augen.

„Wie machte es denn Der?" fragte Baruch.

„Er sagte einst: wenn ich auf den Predigerstuhl steige, sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seien eitel Klötze, die da vor mir stehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewisser Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverstanden. Sie müssen den Mann studiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, ist aber eine grundehrliche Natur; ich beschäftige mich viel mit ihm."

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben."

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwischen der Theologie und der Medicin."

„Ja, Herr de Spinoza," sagte Oldenburg, sich in das Gespräch mischend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können Sie oft streiten, er kennt die Bibel auswendig."

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer beim Weggange bis unter die Hausthür, und es schien ihm nicht unlieb, daß Vorübergehende sahen, wer ihn besucht hatte. Noch strahlte die Freude auf seinem Angesicht als er zu dem Sohn zurückgekehrt sagte: „Dieser Herr Oldenburg hält große Stücke auf dich. Ich weiß wohl zu unterscheiden zwischen vornehm herablassender Gönnerschaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfst dich wohl freuen, solch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben."

„Und doch soll ich ihn und seinen Lebenskreis fortan meiden?“ fragte Baruch.

„Ich habe dich gewarnt,“ schloß der Vater, „vor verdecktem Spiel; du hast klaren Blick genug, um solches nun zu durchschauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wissen.“

Spinoza setzte seine Besuche bei Olympia unbehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er sich stets näher, während er mit Meyer in eine geistige Wechselwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradschaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weise gemeinsame Reisen mit sich bringen, wo man beim Anschauen des Neuen und Fremden doch sich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweise nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeschichte, die eben jetzt mit neuem Eifer betriebenen Studien der Physik, vor Allem aber die Cartesianische Philosophie eröffnete ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen sich Spinoza mit dem Freunde heimisch machte.

Die Briefe und die „Abhandlung über den Menschen,“ die aus dem Nachlasse des vor wenig Jahren verstorbenen Cartesius erschienen waren, machten seine Lehre gerade im Hinblick auf den kaum erst aus dem Leben Geschiedenen um so eindringlicher; denn es lag noch etwas vom Hauche des unmittelbaren Lebens darin, und selbst die Philosophie, die sich von allem Unmittelbaren und zeitlich Bedingenden loslösen will, hat eine schwer zu erforschende besondere Kraft in der Gegenwärtigkeit ihres Ursprungs. Besonders aber war es

die Schrift „über die Methode" von Cartesius, die dem jungen Denker schnellen Einblick verschaffte, denn Cartesius knüpfte hier an seine eigene Entwicklungsgeschichte die Grundsätze des Denkens überhaupt und seiner Philosophie insbesondere, und eben diese Anlehnung an die Besonderheit erleichterte den Fortschritt zum Allgemeinen.

Das Wissen und Forschen unseres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Gewesene abschließen, dort die Markscheide des Gebietes bezeichnen, das sich dem erloschenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war sein Geist auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menschennatur und das weite Reich der vielgestaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Gesetzen begriffen werden.

Ist es nicht möglich, ja muß es sich nicht finden lassen, die Bewegungen der unwandelbaren Menschennatur unter gleichen stetigen Gesetzen zu erkennen, wie das Naturleben um uns her? Ist unser Wissen nur ein Wissen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, ist es nicht allein ein Wissen vom Leben?...

Das waren Fragen, die unsern jungen Freund in seinen neuen Studien geleiteten; eine Ahnung regte sich in ihm, daß er einer der Ersten sein sollte, die das Wissen vom Leben feststellen mußten.

Die Freunde staunten, da er einst in diesem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in sich und um ihn her gewinnen müsse, und dahin den sonst

unverständlichen Ausspruch Christi (Matthäi 8, 22.) deutete: „Laß die Todten ihre Todten begraben.“ In Denk- und Ausspruchsweise hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Biblisches, und dieser Charakter wird unmittelbar dem Geiste, der sich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchdringt, die ewigen Worte sind wiederum die seinen, wenn sie auch in neuer Art und mit theilweise neuem Inhalte wieder in ihm erstehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überrascht von der „philosophischen Naivität“ Spinoza's, wie es ersterer bezeichnete, während Meyer es eine „geistig unbelegte Zunge“ nannte. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, von philosophischer Naivität zu reden, uud doch läßt sich damit das eigentliche Grundwesen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, bestimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anschauung, seine innerste Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug; in ursprünglicher unbefangener Weise erfaßte er die Dinge der Erscheinungswelt, wie die in ihm erzeugten Gedanken, als wäre er der erste, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

mißverständlichen Ausspruch Christi (Matthäi 8, 22) deutete: „Laß die Todten ihre Todten begraben." In Denk- und Ausdrucksweise hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Biblisches, und dieser Charakter wird unmittelbar dem Geiste, der sich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchdringt, die ewigen Worte sind wiederum die seinen, wenn sie auch in neuer Art und mit theilweise neuem Inhalte wieder in ihm erstehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überrascht von der „philosophischen Naivität" Spinoza's, wie es ersterer bezeichnete, während Meyer es eine „geistig unbelegte Jugend" nannte. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, von philosophischer Naivität zu reden, und doch läßt sich damit das eigentliche Grundwesen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, bestimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anschauung. Seine innerste Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug; in ursprünglicher unbefangener Weise erfaßte er die Dinge der Erscheinungswelt, wie die in ihm erzeugten Gedanken, als wäre er der erste, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßt.